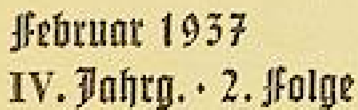
BERLIN, FEBRUAR 1937 · IV. JAHRGANG 2. FOLGE
PREIS 15 RPF.



DER SCHULUNGSBRIEF



DER REICHSORGANISATIONSLEITER DER NSDAP, HAUPTSCHULUNGSAMT u. SCHULUNGSAMT DER DAF.


Februar 1937
IV. Jahrg. · 2. Folge



Der Schulungsbrief

Das zentrale Monatsblatt der NSDAP. und DAF. (Hauptschulungsamt der NSDAP. und Schulungsamt der DAF.) Herausgeber: Der Reichsorganisationsleiter

Inhalt des Februar-Heftes:

Deutsche Mutter, sei hochgemut!

Du hast Kinder geboren, hast sie mit dem Herzen umfangen, hast in unaufhörlicher Mühe für sie gesorgt und gelitten und hast ein Licht in ihnen angezündet, das ihnen Heimat gibt.

Tausendmal hast du Schmerzen getragen in deinem stillen und tapferen Gemüte und hast sie in Mut gewandelt. Du hast Liebe gespendet, weil dein Herz Liebe war und weil nur in der Liebe auch die Kraft gedeiht. Du hast danklos in Nöten gestanden, die niemand sah, und niemand hat sich um deine Verlassenheit gekümmert.

Nein, man hat es nicht mehr gewußt, was du bist und worinnen dein Segen liegt! Man ist über dich, deinen Glauben, deinen Leidens- und Liebesmut weggegangen, so als sei es nichts; ja man hat höhnend und frevlerisch mit dem Köstlichsten gespielt, was die Erde trägt.

Und dennoch bist du dir treu, bist stark und Siegerin geblieben. Aller Unsegen, der über unser Land ging, auf dein Herz hat er gezielt – zu deinen Füßen ist er verbrandet. In deinen Söhnen ist das Licht aufgeloht, das nun nicht mehr verlöschen soll.

Deutsche Mutter, das sei dein Stolz. Öffne dein Herz weit und sieh die Flamme deines Volks in die Zukunft wehen! Sieh deine Jugend hinstürmen, neuen Mut im Herzen, neuen Siegs gewärtig – deine Kinder! Sie werden den Lebensbaum wieder pflanzen, dessen Kern du ihnen aus den vermorschten Zweigen gerettet hast.

Ja, Mutter, von dir gehen die Ströme aus, die uns hoffen machen – von dir, wenn du dich selber behältst; wenn du den heiligen Trank in Händen wahrst, der dir von den Geschlechtern überantwortet ist.

Darum sollst du wissen, daß du Gottes bist; in dein Volk hineingestellt, es zu pflanzen und zu bauen, mit deinem Leib und mit deiner Seele. Daß du ihm Reinheit und Treue schenken sollst, den Born jeder Kraft. Und daß du unser bist, unser im tiefsten Sein.

Deutsche Mutter! Laß den Mut nicht sinken – niemals! Sei stark in dem dreifachen stillen Dienste, zu dem du berufen bist; der dich füllt und der dich emporhebt: **Spenderin des Lebens, Hüterin der Reinheit, Quell der Liebe!**

Georg Stammler „Im Herzschlag der Dinge"



Vorwort der Schriftleitung: Die Reichsschulungsbriefe sind in der bisher 27 Folgen umfassenden Reihe ihrer Übersicht über die beherrschenden Strömungen der deutschen Geschichte seit dem frühen Mittelalter nunmehr bis an die Schwelle der jüngsten Vergangenheit gelangt. Bevor die aus dieser Zeit bis in die Gegenwart wirkenden neuen Geistesströmungen behandelt werden, ist die Schriftleitung dem Bedürfnis gerecht geworden, die Stellung der Frau im Mittelalter so zu würdigen, wie das an Hand der spärlichen Belege und zur Ausrichtung unserer eigenen weltanschaulichen Orientierung notwendig ist. In vorliegender Folge nehmen hierzu drei bekannte sachkundige Autoren in vorwiegend geschichtsbetrachtender Form das Wort. Diesen Darlegungen folgt im nächsten Heft die abschließende Betrachtung und Verbindung dieses Themas mit der Gegenwart.

Frau an der Weltwende

Es ist um die Stunde jenes ersten Morgenrots, von dem sich die Umrisse eines neuen Weltreiches abzuzeichnen beginnen, des ersten Reiches der Deutschen.

Während der Riß, der mitten durch das Reich Karls des Großen geht, immer breiter wird, während die Folgen der Reichsteilung und des Vertrags von Verdun (843) deutsch (ostfränkisch) für immer von (west-)fränkisch trennen, stirbt — im Jahre 866 — auf seiner Burg Kappenberg in Westfalen Sachsenherzog Liudolf.

An der Bahre Liudolfs steht, sechzigjährig wie der Verstorbene, seine Witwe Oda. Sie gehört zu den wenigen Frauen der deutschen — nicht germanischen! — Frühzeit, von denen wir etwas mehr als nur ihren Namen wissen. Trotzdem ist es wenig genug.

Noch heute gilt ja als deutsche Sittenregel der Satz: Es sind die besten Frauen, von denen am wenigsten gesprochen wird. Wie in altgermanischer Zeit, so blieben Tätigkeit und Wirkungskreis der Frau auch im Mittelalter noch lange Zeit auf Haus und Hof beschränkt. Bei den germanischen Völkerschaften, aus denen sich die deutschen Stämme herausbildeten, hatten die aus ältester Zeit stammenden Vater- und Männerrechte jahrhundertelang ohne jede Einschränkung Gültigkeit. Diese Rechte schlossen die ebenso selbstverständliche wie heilige Pflicht der Achtung und des Schutzes der Frau in sich. Erst die Aufnahme des Römischen Rechts — als Gesetzesmoral und moralisches Gesetz der nun auch in Deutschland um die höchste Macht ringenden Kirche — hat im hohen Mittelalter der arterhaltenden natürlichen Strenge des Alten Deutschen Rechtes Abbruch getan und den Einbruch rassefremder Einrichtungen begünstigt, die vor allem für die sittliche Stellung der Frau keineswegs von Nutzen waren.

Am Sarge des Sachsenherzogs Liudolf steht jedoch noch die frühdeutsche Frau, die Mutter von zwölf Kindern, von denen beim Tode des Vaters

noch drei Söhne und fünf Töchter am Leben sind. Dreißig Jahre war Oda die Gattin des mächtigsten Mannes von ganz Sachsen gewesen. Sie selbst stammte gleichfalls aus sächsischem Geschlecht; ihr Vater war Markgraf Billung I., dessen Geschlecht unter den Ottonen zu großem Ansehen kam.

Weiter als bis auf seinen Vater Bruno läßt sich die Familie Lindolfs nicht zurückverfolgen. Trotz seinem Herzogamte ist Lindolf nur der am reichsten begüterte bäurische Grundherr in Sachsen gewesen; trotzdem konnte Oda ihre Tochter Liutgard einem Urenkel Karls des Großen, dem ostfränkischen König Ludwig III. (Regierungszeit 876–882), vermählen. Die Lindolfinger waren vor allen deutschen Geschlechtern des neunten Jahrhunderts mit den besten Führergaben gesegnet, und auch nach dem Zusammenbruch der karolingischen Herrschaft im Ostfränkischen Reiche, beim Tode Ludwigs des Kindes (Regierungszeit 900–911), hätte die Führung der deutschen Stämme und somit die Nachfolge des letzten deutschen Karolingers auf Odas und Lindolfs fünfundsiebzigjährigen Sohn, den Herzog Otto, übergehen müssen. Otto fühlte sich jedoch zu alt, um in so verworrener Zeit die Königskrone anzunehmen.

Seiner Ehe mit Haduwich waren mindestens fünf Kinder entsprossen, darunter der spätere deutsche König Heinrich I. Otto starb schon im Jahre 912; noch aber lebte bei seinem Tode seine Mutter Oda.

Sie war nun einhundertundsechs Jahre alt. Ihre müde Greisenhand liebkoste noch den jüngsten Sproß des Lindolfinger Hauses, Otto, den Sohn ihres Enkels Heinrich. Er war acht Tage vor dem Tode seines Großvaters, des Herzogs Otto, zur Welt gekommen.

Wir brauchten von Frauen in altgermanischer Zeit, denen besondere seelische Kräfte zugesprochen wurden, gar nicht einmal etwas zu wissen; vor Altmutter Oda muß uns von selbst die Ahnung von schicksalhaften Mächten überkommen. Sie ist jedoch nicht die letzte germanische Frau, in der zumindest eine ungewöhnliche Lebenskraft ihren Sitz gehabt haben muß.

Als Karl der Große starb (814), war Oda acht Jahre alt. Sie erlebte die Regierungszeit Ludwigs des Frommen (814–840) und die Teilung des fränkischen Reiches unter Ludwigs Söhnen (11. August 843). Sie sah ihren ältesten Sohn Brun gegen die Normannen ziehen, den zweitgeborenen, Otto, das Erbe des gefallenen Bruders antreten. Sie sah Arnulf von Kärnten (Regierungszeit 887–899), den vorletzten deutschen Karolinger, die Krone Karls des Großen tragen und sah das Reich zerfallen, als ein Kind auf dem Thron sich weder der anmaßenden Bischöfe noch der mordenden Magyaren erwehren konnte. Doch als ihr greiser Sohn Herzog Otto den jungen Frankenherzog Konrad zum deutschen König zu krönen befahl, da konnte der mehr als Hundertjährigen der Blick in die Zukunft, die auch die Zukunft ihres Geschlechtes sein sollte, nicht verwehrt gewesen sein: die deutsche Krone war verloren, wenn der mächtigste Mann im Reiche sie nicht schützte. Und dieser Mann war in Odas Enkel Heinrich bereits herangewachsen.

Oda hat Heinrichs Wahl zum König nicht mehr erlebt. Sicher aber hat sie in Heinrich den künftigen König gesehen. Ob ihr aber auch das letzte offenbar wurde? Daß der Urenkel in der Wiege einst die Kaiserkrone tragen werde —?

Ob von dieser Ahnung erfüllt oder nicht — Oda, ein Kind in Kaiser Karls Tagen, zur Stammutter der sächsischen Kaiser berufen in Zeiten des Unterganges einer Völkerordnung, die sich überlebt hatte, ist die Frau an der europäischen Weltwende, ist die Frau auf der Schwelle des ersten eigenen Hauses, das der Deutsche sich baute.

Von den zwölf Kindern Odas hat nur die jüngste Tochter, Christina, die Mutter überlebt. Sie starb im Jahre 919 im Kloster Gandersheim, dessen dritte Äbtissin sie gewesen war. Gandersheim, von Herzog Lindolf und seiner Gemahlin Oda 852 gestiftet, war nicht die erste Gründung eines Frauenklosters in Sachsen; Herford ist dreißig Jahre älter. Gandersheim hat das Herforder Kloster als adelige Erziehungsanstalt und Pflegestätte aller damals geübten Künste und Kunstfertigkeiten aber bald überflügelt. Als erste Äbtissinnen von Gandersheim finden wir nacheinander drei Töchter Odas, Hathumod, Gerberga und Christina.

Wenn sich in der frühdeutschen Zeit der Wirkungsbereich einer Frau bevorzugt über das Hauswesen hinaus erstreckte, so waren Möglichkeit und Pflicht dazu durch die Stellung des Gatten gegeben. Wie es Aufgabe der Hausfrau war, neben der ihr zustehenden Arbeit auch die Kinder zu betreuen und das Gesinde zu beaufsichtigen, so war es Pflicht der Gräfin und gar erst der Herzogin, diese Sorgfalt in erhöhtem Maße und auf verfeinerte Weise auf die Kinder, vor allem die Töchter, des Landes auszudehnen.

Man muß sich vor Augen halten, daß es bis ins hohe Mittelalter, also bis ins zwölfte Jahrhundert hinein, nur Adelige, Bauern und den Klerus gab. Die Naturalwirtschaft erlaubte auch nur Landstädte im eigentlichsten Sinne. Lange Zeit gehörten auch die meisten Handwerke zur

Frauenarbeit, die von den unteren Schichten verrichtet wurde. Jene Fertigkeiten und Kenntnisse jedoch, die wir unter Erziehung und Bildung zusammenfassen wollen, waren nur für die Adeligen da.

Es ist also eine ganz natürliche Erscheinung der frühdeutschen Zeit, daß die Frauen an Wissen und Kenntnissen den Männern, die vor allem zu körperlicher Tüchtigkeit erzogen wurden, in der Regel überlegen waren. Geistig standen über ihnen nur ihre Lehrmeister und Lehrmeisterinnen, die Priester, Mönche und Nonnen, die selbst eine höhere Bildung genossen hatten. Der niedere Klerus war in weitem Maße unwissend und ungehobelt.

Unterricht war lange Zeit nur in den Klosterschulen zu haben. Erst ein entwickelterer Ritterstand ließ den geistlichen Hauslehrer aufkommen.

Unzählige fürstliche Frauen des Mittelalters haben sich den Dank aller späteren Zeiten verdient, weil sie meist unter reich körperlichen Mühen mit vielen persönlichen Opfern für das Schulwesen ihrer Länder gesorgt haben.

Von den Kenntnissen, die damals in den Schulen erworben werden konnten, dürfen wir uns allerdings keine übertriebenen Vorstellungen machen. Mit Lesen und Schreiben waren sie zumeist erschöpft.

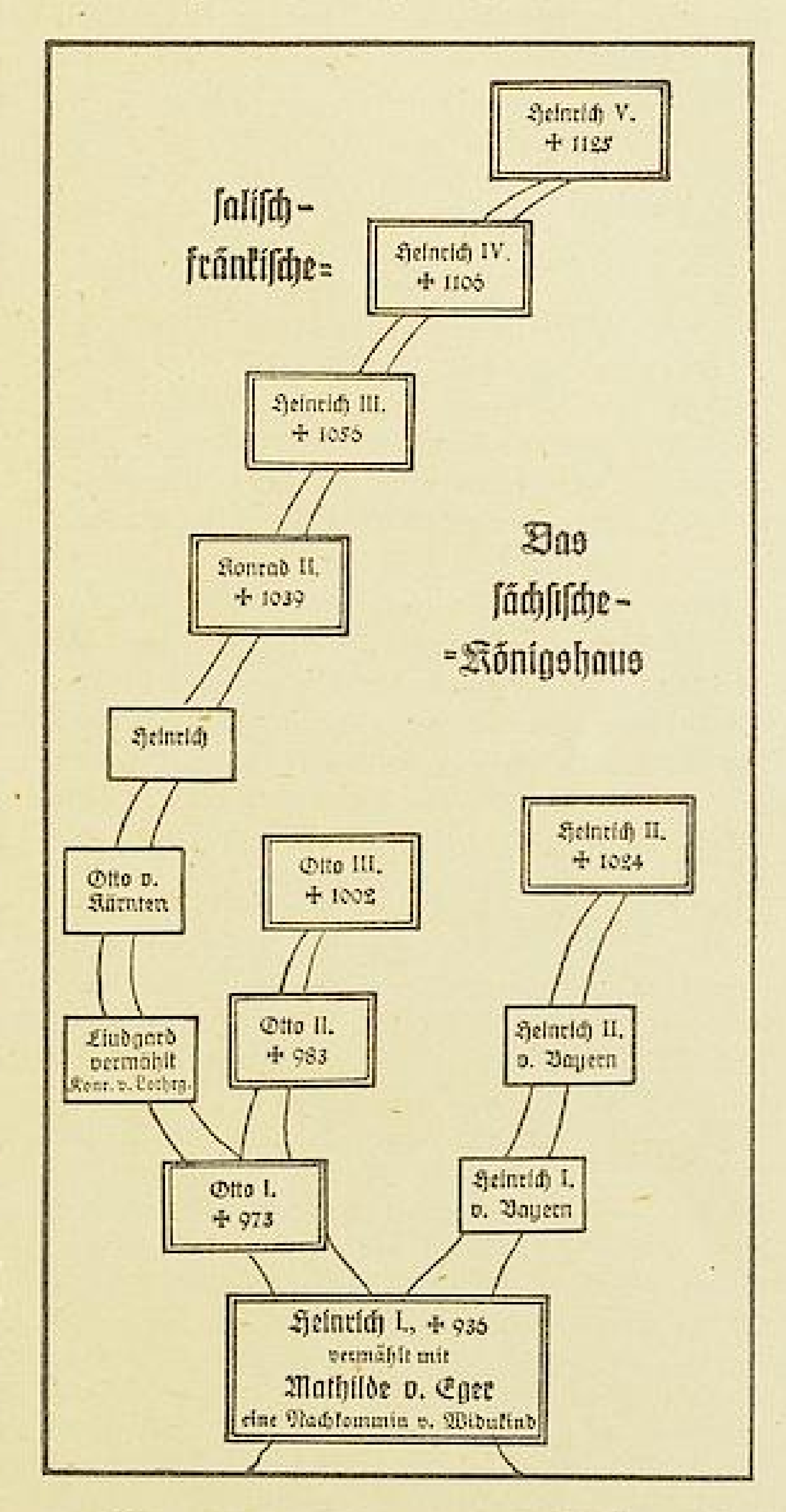
Im frühen Mittelalter stand die geistige Welt ganz allgemein im Zeichen einer Frauenbildung, die der Männerbildung überlegen war. Aber nur in Byzanz, im oströmischen Reiche, ergaben sich daraus für die Frau Vorrechte auch auf anderem Gebiet, wie beispielsweise der Staatskunst.

In Deutschland wie in England, den im Bildungswesen lange Zeit allein führenden Reichen des Abendlandes, war noch zu Beginn des zehnten Jahrhunderts die politische Frau unbekannt. Die ersten deutschen Königinnen stehen noch weit mehr im mystischen Halbdunkel der Legende als im, wenn auch noch so ungewissen Lichte der Geschichte.

Es bleibt deshalb immer noch der sicherste Weg, das Lebensbild der frühdeutschen Frau aus der Geschichte ihres Gatten oder ihrer männlichen Umgebung und ihrer Zeit zu gewinnen, die uns, wenn auch bei weitem nicht erschöpfend und unzweideutig, so doch wesentlich sachlicher überliefert ist als die Lebensgeschichte der Frau.

Die mönchische Schriftstellerei jener immer noch frühchristlichen Zeit ist begreiflicherweise bestrebt, die Frau entweder als Heilige oder deren Gegenteil darzustellen. Persönliche Kenntnis lag solchen Beschreibungen in der Regel nicht zugrunde. Sie benutzen für ihren Fall ausgiebig ältere Lebensbeschreibungen.

Aus solchen Kopien, und zwar aus der Lebensbeschreibung der Gemahlin des fränkischen Königs Chlothar I., Radegunde († 587), lernen wir auch Mathilde, die Gemahlin König Heinrichs I., kennen. Zur historischen Treue ihres Bildes fehlt aber gerade deshalb sehr viel. In Mathilde galt es, eine Heilige zu feiern, daher



der Eifer nicht nur für eine möglichst legendäre, sondern sogar für eine doppelte Lebensbeschreibung.

Mit dieser Höherstellung eines Menschen sucht die Kirche die von ihr heilig Gesprochenen ihrem irdischen Wirkungskreise zu entrücken. Mit welchem Recht sie das seit dem Jahre 993, seit der ersten Heiligsprechung durch einen Papst, tut, soll hier nicht untersucht werden. Heilige auf päpstlichen Beschluß gab es weder im Jahrhundert der Radegunde noch zur Zeit Mathildes. Der Grad außergewöhnlicher Verehrung gründete sich bis zum Ende des zehnten Jahrhunderts auf den Eindruck, den eine bestimmte Persönlichkeit auf die unbefangenen Gemüter ihrer Zeit machte, auf das einfache Volk.

Diesem Volk der frühdeutschen Zeit, das im Schweiße seines Angesichtes sein karges Brot aß und dem irdische Dinge viel näherlagen als himmlische Visionen, enthüllte sich der Wert eines Menschen nur im Bereiche seines eigenen irdischen Wirkungskreises.

Mathilde, die Heilige des zehnten Jahrhunderts, gewinnen wir aus diesem Volksurteil für die Wirklichkeit des deutschen Lebens wieder. Dieses Leben hatte an allem Anteil, was das Wesen jener Zeit ausmachte. In Mathilde schufen hingebungsvolle Gattenliebe, echte Mütterlichkeit, werktätige Nächstenliebe und schlichte Frömmigkeit ein Weib von echt deutscher Prägung, dessen Einfluß auf die politischen Entscheidungen jener auf Entschlüsse und Taten drängenden Zeit nicht ganz gefehlt haben kann, wie wir aus Mathildes Stellung innerhalb der Familie schließen dürfen.

Wie es Schwäche in ihrem Wesen gab, so lagen auch Schatten auf ihren Wegen. Es war die Mutter, die an einem der Söhne mehr als an den anderen hing und die diesem Sohne und nicht dem ältesten, Otto, das Königtum gesichert wissen wollte; und es war die germanische Frau aus streng geschultem sächsischen Geschlecht, die sich der Entscheidung des Gatten beugte. Es war die germanische Frau, die, Witwe geworden, das Vormundsrecht des Sohnes gehorsam anerkannte und schweigend auf ihre Witwenrechte verzichtete, weil sie diese Rechte nach Ansicht der Söhne in übertriebener Mildtätigkeit und Gottesfurcht mißbrauchte; und es war die Mutter, die diesen Söhnen von ganzem Herzen verzieh, als sie ihr Unrecht einsahen und die Mutter an den Königshof zu Quedlinburg zurückholten. So blüht unter ihren Augen der Ruhm des Geschlechts der Liudolfinger noch reicher auf. Welche Gefühle müssen sie, die Nachkommin des Sachsenherzogs Widukind und Gegners Kaiser Karls, bewegt haben, als ein Sachsensproß, ihr eigener Sohn, das Kaisertum dieses Kerl erneuerte!

Wie Oda, die Großmutter ihres Mannes, so hat auch Mathilde eine Tochter einem gekrönten Manne, König Ludwig IV. von Frankreich vermählt.

Und wie Mathilde niemals neben der gewaltigen Erscheinung von Altmutter Oda verschwindet, so auch nicht neben ihr die rührende Gestalt ihrer Schwiegertochter, des englischen Königskindes Editha, das Otto I. (912—973) in siebzehnjähriger Ehe verbunden war. Schwiegertochter und Schwiegermutter ergänzten sich zu jener Seelenharmonie des Familienlebens, die für das ganze Jahrhundert dieser Frauen über das Sachsenland hinaus im ganzen deutschen Lebensraum den Geist der Sippe erneuerte und vertiefte.

Auch von Editha († 946) sind fast nur legendäre Züge überliefert. Darüber hinaus wissen wir von ihrer Bildung und Klugheit, die sie zur unentbehrlichen Vertrauten ihres Gemahls, zur Geheimsekretärin des deutschen Königs, machten.

Mit der nächsten Frau am sächsischen Hofe beginnt ein neuer, nicht mehr so friedsam stetiger Zeitabschnitt im Leben und Wirken gekrönter Frauen. Das Jahrhundert frühdeutschen stillen und um so segensreicheren fraulich-mütterlichen Waltens ist vorüber. Deutschland öffnet sich der Welt, fremder Art.

Wer jetzt vom Reiche spricht, spricht auch wieder von Italien, und wer die Frau des deutschen Königs meint, spricht von der — Kaiserin.

„Genossin des Reichs"

König Otto I. hatte 951 in zweiter Ehe die burgundische Prinzessin Adelheid, die Witwe König Lothars von Italien, geheiratet. Durch diese Heirat war der deutsche König wieder Herr Italiens geworden, worunter für jene Zeit nur der Norden des Landes zu verstehen ist. Erst die Erneuerung des Kaisertums schloß den Versuch der Wiederherstellung der einstigen politischen Einheit des ganzen Landes in sich.

Auf die einzelnen Phasen dieses Bemühens, eines jahrhundertelangen Kampfes, kann hier nicht näher eingegangen werden; sie sind vor Jahresfrist an dieser Stelle in zwei großen Aufsätzen dargestellt worden. Heute beschäftigt uns nur die einleuchtende Tatsache, daß dieser Kampf auch das Leben der Frau, der Gattin des Herrschers, in Mitleidenschaft gezogen und zeitweilig völlig umgeformt hat.

Die Art des Staatshaushaltes und die Regierungsweise des deutschen Königs machten unablässig Reisen erforderlich, auf denen der König meist auch von seiner Familie begleitet wurde. Unterkunft boten die mehr oder minder einfach ausgestatteten Königshöfe und Pfalzen oder, wo es diese nicht gab, die Klöster.

Auf diesen Zügen ritt die Königin fast immer an der Seite ihres Gemahls. Auch das fernere Ziel bewirkte keine Änderung dieses Brauchs. Diese Frauen haben alle Beschwerden der Reise, selbst das Kriegslager mit dem Gatten geteilt und sind nicht selten selbst in ernste Gefahr geraten.

Bisweilen geschah es auch, daß die Königin in einem Kloster zurückblieb, während der Herrscher und das Heer weiterzogen. In dieser klösterlichen Zurückgezogenheit, wenn sie diesen Frauen irgendwann beschieden war, wurden Wissenschaften und Künste gepflegt. Die Schatzkammern der Klosterkirchen wurden um Gewänder, Teppiche und Tücher bereichert, die aus den kunstfertigen Händen dieser königlichen Frauen hervorgingen. Wo solche



Seine Gemahlin Editha — Kaiser Otto I. (Dom z. Merseburg)

alte Stätten noch erhalten sind, können wir noch heute diese Proben ungeheuren Fleißes und unübertrefflichen Könnens bewundern. Die Webekunst und Nadelfertigkeit der deutschen Frau ist seit der altgermanischen Zeit, in der sie sich schon mit Meisterschaft bewährt hatten, immer eine Spitzenleistung der Frauenarbeit gewesen. (Es wird hier auf die Bildseiten 6 der Folgen Juni und Juli 1936 der „Schulungsbriefe" besonders hingewiesen. Schriftleitung.)

Wie wir aber auch von Frauen wissen, die gleich Beatrix, der Gemahlin Friedrich Barbarossas (1121—1190), selbst das Schwert zu führen verstanden, so auch von Frauen, die mit Spruch und Federstrich Urteile fällten, Gesetze erließen, Verträge abschlossen, Bündnisse kündigten, Frauen also, die das Amt des Königs, die Gewalt des Kaisers souverän ausübten.

Vom Beginn der alten deutschen Kaiserzeit (962) an bis zum Ausgang des 12. Jahrhunderts, im Verlaufe von mehr als zwei Jahrhunderten also, hat es nur zwei gekrönte Frauen am deutschen Hofe gegeben, denen überhaupt kein Anteil an den Regierungsgeschäften zufiel. Diese Tatsache erscheint in um so bezeichnenderem Lichte, wenn wir uns vor Augen halten, daß von den dreizehn deutschen Königinnen dieses Zeitabschnittes nur vier unmittelbar aus einem der deutschen Stämme hervorgegangen sind. Von diesen Frauen ist aber nur eine, Richenza, die Gemahlin Lothars II. (1065—1137), staatsführend tätig gewesen. Die anderen Frauen, denen ein entscheidender Anteil an der Gestaltung der deutschen mittelalterlichen Geschichte zufiel, waren Romaninnen, wie Adelheid, die Gemahlin Ottos I., und Agnes, die Gattin Heinrichs III.; eine Griechin, Theophano, die Gemahlin Ottos II., und eine sizilische Normannin, Konstanze, die Gattin Heinrichs VI. (1165—1197).

Zwar floß in Adelheids Adern nicht nur von ihrer schwäbischen Mutter her deutsches Blut; auch ihr Vater, König Rudolf II. von Hochburgund, aus dem Geschlechte der Welfen, war von Geburt Deutscher. Aufgewachsen war Adelheid jedoch in einer Welt, die seit ihrer Lostrennung vom Fränkischen Reich jenen artfremden Einflüssen ausgesetzt war, die jenseits der Alpen durch den tiefen Verfall abendländischer Gesittung und durch den Vorstoß des mohammedanischen Orients Eingang gefunden hatten.

Theophano war abendländische Orientalin, eine Verwandte des griechischen Kaisers Tzimiskes, jedoch keineswegs die Tochter des Kaisers Romanos II. und seiner Gemahlin, der Giftmischerin Theophano.

Beide Frauen, Adelheid und ihre Schwiegertochter Theophano, Adelheid unter dem Einfluß ihrer Schwiegermutter, der Königin Mathilde, und die Griechin, im Banne der hohen sächsischen Familientradition, die auch am Hofe Kaiser Ottos II. (955—983) unverändert fortbestand, haben sich ohne Vorbehalt dem deutschen Wesen erschlossen und sich bei allen Handlungen von einem Verantwortungsbewußtsein leiten lassen, das dem Gefühl und der Verpflichtung engster Zugehörigkeit zur Sippe gleichgesetzt werden darf.

Beide zeigen, als lebten wir noch in germanischer Zeit, einen geradezu männlichen Charakter, dem deshalb mütterliche Sorge und frauliche Frömmigkeit keineswegs fremd waren. Wenn Adelheid in Gottesfurcht und kirchlicher Dienstbereitschaft ihre Schwiegertochter auch weit übertraf, so hat doch auch sie in der Zeit der gemeinsamen Regentschaft für den unmündigen Sohn der Theophano, den späteren Kaiser Otto III. (980—1002), denselben kühlen und festen Sinn bewiesen, der ihr in Deutschland wie in Italien dieselbe achtungsvolle Anerkennung des Volkes, des Adels und der Kirchenfürsten sicherte, auf die sich auch Theophano berufen durfte. Dem Herzen des Volkes stand Adelheid, die in Deutschland wieder Deutsche geworden war, um ihrer Stammeszugehörigkeit willen, aber auch als Witwe des unvergessenen großen Otto noch näher als Theophano, die für die einfachen Schichten zuletzt doch die Byzantinerin, eine Fremde, blieb.

Die Lage, in der Otto II. nach seinem unglücklichen Kriege in Unteritalien das Reich zurückgelassen hatte, stellte die beiden Kaiserinnen vor schwere Aufgaben. Das ohnehin nicht billig erworbene deutsche Kaisertum war nicht viel mehr als zwanzig Jahre alt; es stand und fiel mit der Behauptung des Ansehens der deutschen Krone in Italien.

Nun aber war, schon zehn Jahre nach dem Tode ihres Neubegründers, die Behauptung der Kaisermacht zwei Frauen überantwortet. Wenn sie

sich in Tatkraft, Zusammenarbeit und Pflichtbewußtsein bewährt haben, so nicht zuletzt dank der für jene Zeit höchsten Bildung, die sowohl Adelheid als auch Theophano auszeichnete. So waren diese beiden Frauen nicht nur als Genossinnen des Reichs, als mit allen Vollmachten ausgestattete Helferinnen und Nachfolgerinnen des Herrschers, bedeutungsvoll für das deutsche Staatsleben des Mittelalters, sondern um ihrer hohen Bildung willen, die von ihnen als Mutter und Gattin auch auf Sohn und Gemahl übertragen wurde, ebenso bedeutungsvoll für den Aufschwung deutscher Kultur.

Es lag am frühen Tod Theophanos (991) und am zunehmenden Alter Adelheids, daß Otto III. unter den Einfluß undeutscher Geistesrichtungen geriet, die den jungen Fürsten seiner Herkunft und seinen Pflichten als deutscher König entfremdeten. Nur sein eigener früher Tod (im Jahre 1002) hat Deutschland vor den Folgen dieses Irrweges bewahrt.

Nach dem Tode Adelheids, die ihre Schwiegertochter um acht Jahre überlebte, war das Reich drei Jahre lang, von 999 bis 1002, ohne Königin, denn Otto III. war unvermählt. Kunigunde, die Gemahlin Heinrichs II. (973 bis 1024), eine lützelburgische Prinzessin, setzte die Tradition des sächsischen Hauses fort, dem ihr Gatte als Urenkel König Heinrichs I. selbst entstammte. Kinder blieben dem Paar versagt. Kunigunde verwendet ihr reiches mütterliches Fühlen bei der Erziehung einer Nichte, der späteren ersten Äbtissin des von der Königin gestifteten Klosters Kaufungen. Überdies war Kunigunde wie einst die Königin Mathilde in Wahrheit eine Mutter des Volkes.

Kein Wunder, daß dieses Volk auch zu ihr wie zu einer Heiligen aufblickte. Eine spätere, nicht mehr natürlich fühlende, sondern religiös ekstatische Zeit hat nicht so sehr in der vorbildlich untadeligen Frau die Heilige gesehen, sondern in der Kinderlosigkeit ihrer Ehe, die sie auf die gewollte Jungfernschaft der Königin zurückführte. Da diese Zeit auch dem König ein Keuschheitsgelübde andichtete, war es bis zur Heiligsprechung Kunigundes und Heinrichs nur ein kleiner Schritt.

Mit einem dem Leben abgewandten Sinnen und Trachten dieser beiden Menschen – die historisch nachweisbar die Kinderlosigkeit ihrer Ehe selbst beklagten – wäre die kulturelle Blüte ihrer Zeit unvereinbar.

Es ist mit ein Verdienst der Schwäbin Gisela, der Gemahlin Konrads II. (Reg. 1024–1039), daß diese Hochblüte deutscher Kultur in den darauffolgenden Jahrzehnten nicht welkte. Konrad war nur Kriegsmann, der im Schutz der Reichsgrenzen, in der Wiederherstellung des deutschen Ansehens in Italien allein seine Aufgabe sah und sehen mußte, die sich aus der verworrenen Hinterlassenschaft Ottos III. schon für Heinrich II. ergeben hatte, von ihm aber nicht zu Ende geführt werden konnte.

Gisela war nicht nur klug und prachtliebend, sie war auch ehrgeizig und auf die Erweiterung der Hausmacht bedacht. Ihrer Diplomatie und Beharrlichkeit war es zu danken, daß das Erbe des Königs von Burgund nicht an eine französische Verwandtenlinie, sondern an seine Nichte Gisela fiel, wodurch das Deutsche Reich in den Besitz wichtiger Alpenübergänge nach Italien gelangte.

Die nächste deutsche Königin war die Dänin Gunhild, die erste Gemahlin Heinrichs III. (1017–1056), die aber noch vor dessen Regierungsantritt starb. Heinrich vermählte sich in zweiter Ehe mit der Südfranzösin Agnes von Poitou. Sie trat erst als Witwe (1050–1106) politisch hervor, als Mutter Heinrichs IV. (1050–1106), für den sie sechs Jahre lang die Regentschaft führte. Waren alle ihre Vorgängerinnen, wenn auch nicht durchweg in gleich starker aktiver Anteilnahme, Genossinnen des Reichs gewesen, so war Agnes wieder eine Frau, die aus dem Bilde ihres, des elften, Jahrhunderts deshalb deutlicher hervorragt, weil auch sie an einer Zeitenwende stand.

Die deutsche Kirche, die von den sächsischen Königen aus der Romhörigkeit der fränkischen Zeit herausgerissen und der Autorität der deutschen Krone unterstellt worden war, der sie mit Geld und Waffen zu dienen hatte, war durch Heinrich III. über alle abendländischen Kirchen erhoben worden. Höher als sie stand nur noch der deutsche Kaiser.

Dieser Überwinder aller anderen Strömungen starb schon mit Heinrich III. selbst; seine Witwe Agnes war aber von Jugend an zu einer ganz anderen religiösen Haltung erzogen, als sie jetzt nötig gewesen wäre, da das römische Papsttum den Kampf um die Weltherrschaft aufnahm.

Agnes, von den deutschen Fürsten allerdings selbst an Rom preisgegeben, das der willensschwachen, nonnenhaft unterwürfigen Frau gegenüber nur allzu leichtes Spiel hatte, begegnete dieser großen geistigen und moralischen Revolution, wie sie dieser nun beginnende Investiturkampf darstellte, mit einer hilflosen Demutsgebärde. Wir sehen in der erbittertsten Phase dieses Kampfes dann Heinrich IV., den König und Kaiser selbst, unterliegen, sehen seine Gemahlin Berta als stille, aber unverzagte Dulderin auf diesem Leidenswege treu an Heinrichs Seite. Wir sehen Heinrich V. (1081 bis 1125) durch das Kompromiß des Wormser Konkordats einen Waffenstillstand herbeiführen und Kaiserin Mathilde, die kluge, vornehme Normannin, den Gatten in Italien als Statthalterin im Besitze aller Vollmachten erfolgreich vertreten.

Als Genossin des Reichs hat die Frau ihre Stellung am deutschen Hof wiedererlangt; in noch höherem Maße als ihre Vorgängerin nimmt

Richenza, die Gemahlin Lothars (Regierungszeit 1125—1137), die Stellung ein, wenn auch in der räumlichen Beschränkung auf die deutschen Lande. Aber Richenza, Sächsin, wie ihr Gemahl, dem eigenen Stamme aufs engste verbunden, lag auch nicht der verblichene Glanz der Kaiserkrone am Herzen, sondern die Zukunft des Stammlandes Sachsen. Alles, was für Sachsens Sicherung von König Heinrich und Otto I im Osten und Norden getan worden war, hatte in den zweihundert Jahren, die seitdem verstrichen waren, seine Wirkung verloren.

Erst Kaiser Lothar wieder nahm die Ostpolitik Heinrichs in offensivem Geiste auf. Richenza hat das Werk ihres Gatten nach seinem Tode nicht nur fortgesetzt, sondern die gefährdete Einheit des Sachsenlandes mit Waffengewalt erfolgreich verteidigt und ihren Enkel, den späteren Herzog Heinrich den Löwen (1129—1195), für die Pflichten seiner Stellung im Lande erzogen und gestählt.

Mit dieser im altsächsischen Sinne wieder männlich tatkräftigen Frau verschwindet die echt germanische Erscheinung der Genossin des Reichs für immer aus dem Bilde des deutschen Mittelalters. Ihre Nachfolgerin Gertrud, die Gemahlin Konrads III. (1099—1152), stand zart und still wie eine Blume in ihrer Zeit, deren Waffenlärm den Frieden des Klosters Ebrach nicht störte, dem Konrad seine Gattin anvertraute. Beatrix, die burgundische Gemahlin des großen Barbarossa (1121—1190), wird zwar in wichtigen Urkunden, in den Verträgen mit den lombardischen Städten hochachtungsvoll als Frau Kaiserin miterwähnt, aber in all den wechselvollen Jahren, in denen Friedrich I. das Reich wieder zu jenem Glanze erhob, der es in den Tagen des großen Otto zum ersten Male umstrahlte, ist Beatrix dem Kaiser doch fast ausschließlich als mutige und liebevolle persönliche Lebensgefährtin zur Seite gestanden. Die meisten Königinnen haben sich mit der Erfüllung dieser Aufgabe begnügt oder zufrieden geben müssen.

Vollends das Zeitalter einer Beatrix, in dem man bereits in deutscher Sprache und mit höfischen Weisen die Liebe und die Frau — eines anderen besang, stellte die Frau nicht mehr vor verantwortungsvolle politische Aufgaben, auch wenn sie selbst mutig, klug und mancher Verstandeskunst kundig war.

Zudem wurde die Politik des Deutschen Reiches am Ende des 12. Jahrhunderts nicht auf deutschem Boden, sondern an seinem fernsten Punkte, in Palermo auf Sizilien, gemacht. Sizilien war auch die Heimat der einzigen gekrönten Frau der alten deutschen Kaiserzeit, die deutschfeindlich war, und bewußt deutschfeindlich handelte. Konstanze, die Gemahlin Heinrichs VI. (1165 bis 1197), die den Kaiser in Sizilien als Regentin vertrat, hat alle Entscheidungen nur als Frau und bewußte Sizilianerin gefällt. Dabei hatte keine regierende Frau vor ihr auch nur annähernd solche Macht, auch noch als Witwe, denn das Kaisertum Heinrichs VI., das die deutsche, italienische und sizilianische Krone in sich vereinigte, bedeutete den Höhepunkt deutscher Kaisermacht, der sogar der Weg in den Orient offenstand.

Das deutsche Volk hatte durch den Verrat dieser Frau bitter zu leiden, und nicht minder schwer mußte Kaiser Friedrich II. selbst das Verbrechen seiner Mutter wider die deutsche, seine eigene, Krone büßen.

So war Konstanze, wenn auch nicht in gutem Sinne, die letzte große Kaiserin des Mittelalters. Ihre Nachfolgerinnen, vor allem die Frauen Friedrichs II., bleiben für die deutsche Geschichte als handelnde Erscheinungen ohne Bedeutung.

Am Webstuhl der Zeit

In all den Jahrhunderten, die wir nach bedeutenden und für die Gestaltung des deutschen Lebens wichtigen Frauen kurz durchforscht haben, hat es — wenn den Blicken des Lebens auch entzogen — natürlich auch im Volk in großer Zahl Frauen gegeben, die in ihrem friedlicheren Wirkungsbereich für die deutsche Kultur und Geistesbildung nicht weniger entscheidend gewesen sind als die besten unter den deutschen Königinnen. Und immer wieder, durch das ganze Mittelalter hindurch, von den merowingischen Zeiten an, finden wir Töchter aus den höchsten Geschlechtern, finden wir Witwen, aber auch Gemahlinnen von Königen, ebenso Äbtissinnen wie auch ganz schlichte Nonnen unter ihren Volksgenossinnen.

Die ottonische Zeit (919—1024), die uns zunächst zu beschäftigen hatte, kannte überhaupt nur Kinder aus königlichem Hause auf dem Stuhl der Äbtissin, und auch in dem Jahrhundert der Salier (1024—1125) wie zur Zeit der Staufer (1138 bis 1254) hat der Hochadel mit seinem Frauenüberschuß die Klöster nicht nur gefüllt, sondern bis zur Überfülle vermehrt.

Klausnerinnen und Nonnen, die man im frühen Mittelalter unterschied, führten ein ganz verschiedenes Leben. Die meisten Klausnerinnen ließen sich von einem Bischof oder von sonst einer hohen geistlichen Person feierlich in einem winzigen Türmchen einmauern und blieben mit der Außenwelt nur durch eine Fensteröffnung in Verbindung, durch das sie Nahrungsmittel entgegennahmen.

Wenn wir vor solchen Erscheinungen — nicht nur eine Klausnerin ist in ihrem entsetzlich unbeschreiblich schmutzigen Pferch wahnsinnig geworden — vom finsteren Mittelalter sprechen hören, können wir nur beistimmen. Ein völlig anderes Bild enthüllt sich uns im Rahmen derselben Zeit, wenn wir eins der königlichen Stifte betreten.

Zwar gehörten auch in den nach Ordensregeln geführten Klosterstiften Aszese und Kasteiung, die zur Untergrabung der Gesundheit, zur Verstümmelung des Körpers, zur Weihe des Unrats führte, nicht zu den Seltenheiten, aber sie nahmen doch nur dort überhand, wo der Sinn des klösterlichen Lebens völlig auf Verachtung des Leibes und irdischer Gefühle gerichtet war.

In den berühmten Stiften des Mittelalters hat zu dessen heldischer Zeit diese krankhafte Verirrung nicht Eingang gefunden. Die deutschen Klöster sind später das nicht mehr gewesen, als was sie in ihrer Frühzeit im ganzen Abendlande berühmt waren: Stätten einer schöpferischen Kultur, einer lebendigen Kunstpflege und einer bereits kritischen Gelehrsamkeit.

Als Otto der Große seine älteste Tochter aus seiner Ehe mit Adelheid zur Äbtissin von Quedlinburg weihen ließ, war das Mädchen zwölf Jahre alt. Diese Mathilde ist die erste in der Reihe der berühmten deutschen Nonnen, die klar im Lichte der Geschichte stehen und deren Leben so gut wie gar nicht von der Legende umsponnen ist.

Mathilde eignete sich durchaus nicht zu romantischer Verhimmelung. Sie war Ottos Tochter; sie hatte mehr vom Wesen des Vaters als ihr Bruder Otto. Sie war eine Frau mit angeborenen Herrscherfähigkeiten, schöpferisch und gestaltungsstark, pflichtbewußt und volkstreu wie alle Frauen aus ottonischem Hause.

Ihr Bruder, der Kaiser Otto II., hatte das klar erkannt, und selbst ihrem Neffen, dem in fremder Gedankenwelt verlorenen Otto III., mußten die seltenen Gaben Mathildes zum Bewußtsein gekommen sein, denn beide übertrugen ihr in Zeiten ihrer Abwesenheit von Deutschland die Führung der Staatsgeschäfte. Es war nicht zuletzt ihrer Autorität zu danken, daß die militärische Niederlage ihres Bruders in Unteritalien und sein jäher früher Tod Deutschland nicht so schwer beunruhigten, wie diese Ereignisse befürchten lassen mußten.

Von den geistigen Gaben dieser Frau, die im Jahre 999 im Alter von nur vierundvierzig Jahren starb, zeugt noch heute die Stätte ihres Wirkens. Die heutige Stiftskirche auf dem Schloßberg zu Quedlinburg, eine der schönsten sächsisch-romanischen Kirchen, die zugleich am meisten nordisch-germanisches Erbgut bewahrt hat, geht in ihrem Gesamtstil auf den ältesten im 11. Jahrhundert abgebrannten Bau zurück, dessen Plan unter der maßgebenden Mitarbeit Mathildes entstanden war. Dem Gandersheimer Stift stand zu jener Zeit, als Mathilde in Quedlinburg regierte, deren Base Gerbirg vor, eine Nichte Kaiser Ottos, die Tochter seines Bruders Heinrich, auch sie, wie alle Frauen aus sächsischem Hause, hochgebildet und für alle geistigen Regungen ihrer Zeit aufgeschlossen. Von ihrer gleichgearteten Schwester Hedwig, der



Verziertes Bett aus dem 12. Jahrhundert. Nach einer Zeichnung von Herrad von Landsberg

Aufnahme: Historia-Photo

Herrin vom Hohentwiel, hat uns Scheffel im „Ekkehard" erzählt.

Dieser Gerbirg hatte die stärkste dichterische Begabung des zehnten Jahrhunderts, die Gandersheimer Nonne Hrosvith, ihre Entdeckung und Förderung zu danken. Wer sich die deutschen Nonnen des Mittelalters als stumpfsinnige Betschwestern vorstellen sollte, der wird schon durch diese beiden Frauen, wie wir aber bereits wissen, nicht durch sie allein, gründlich darüber belehrt, daß hier eine Gegenauslese bester deutscher Blutskraft erfolgte.

Hrosvith hat unter Gerbirgs Anleitung nicht nur Otto den Großen in einem Gedicht verherrlicht und die Anfänge des Klosters Gandersheim erzählt; sie hat, dem Drängen ihres Talentes folgend und von ihrer Äbtissin ermuntert, den Weg zu einer Dichtungsform wiedergefunden, die seit der römischen Zeit in Vergessenheit geraten war. Hrosvith, die mittelalterliche Nonne des zehnten Jahrhunderts, schreibt in Deutschland die ersten Dramen.

Von ganz anderer Art als bei Hrosvith sind Begabung und Gelehrsamkeit der Hildegard von Bingen († 1179).

Bei Hildegard stehen wir vor Rätseln, wenn wir den Quellen glauben wollen. Sie soll angeblich zunächst nichts als das Abc damaliger Bildung beherrscht, also nur den Psalter gekannt haben.

Mit dem Erwachen seherischer Begabung flossen ihr plötzlich alle jene Kenntnisse zu, die sie in den Stand setzten, die Neun Bücher Physica zu schreiben, naturwissenschaftliche Abhandlungen, ohne die Zoologen, Botaniker und Mineralogen, ja selbst Ärzte lange Zeit gar nicht auskommen konnten und die auch heute noch für das wissenschaftliche Bild der deutschen Vergangenheit von hoher Bedeutung sind.

Der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts gehört auch Frau Ava an, die als Klausnerin bei Melk lebte. Sie dichtete geistliche Lieder, die trotz ihrer Schlichtheit unvergänglich sind, denn Ava war die erste, die in deutscher Sprache dichtete.

Eine Zeitgenossin Hildegards, die von Kaiser Barbarossa wiederholt zu Rate gezogen wurde, war auch die gleichfalls hochgelehrte Richlint, Äbtissin des Klosters auf dem Odilienberg in den Vogesen. Unter ihren Augen wuchs Herrad von Landsberg heran, die 1167 Richlints Nachfolgerin wurde.

Diese Herrad muß einer der modernsten Menschen des späten 12. Jahrhunderts gewesen sein. Sie hat ein Werk hinterlassen, den Hortus deliciarum — das Original ist leider vernichtet —, das zwar die Nonne, zumindest den religiös gebundenen Menschen mittelalterlicher Weltanschauung erkennen läßt, der aber gleichzeitig mitten im Leben jener Tage steht, und zwar so fest, daß er von dem Wunsche beseelt ist, dieses Leben und seine mannigfachen Erscheinungen in Gedichten, musikalischen Weisen und Bildern festzuhalten.

Diesem Bemühen entspricht auch der künstlerische Stil Herrads, die als Zeichnerin ihrem Jahrhundert weit voraus ist und auch im dreizehnten Jahrhundert noch nicht erreicht wird.

So verdient ihr Werk den Ruhm einer unvergleichlichen Kulturgeschichte des hohen Mittelalters.

Der Chor der mittelalterlichen Stiftsfrauen, die den bunten Teppich deutschen Lebens weben helfen, ließe sich noch um etliche Gestalten vermehren. Gleichbedeutender gibt es eine Fülle; die Zahl der Überragenden ist jedoch gering.

Trotzdem vermag ihr Geist die Weite aller Zeiträume zu überspannen und verliert um so weniger an Bedeutung, als in den Zeiten hoher klösterlicher Frauenkultur das Ansehen der meisten Männerklöster des hochberühmten Benediktinerordens schon tief gesunken war.

Den Verfall auch der Frauenklöster, für den wir schon im Anfang des zwölften Jahrhunderts Beweise haben — Kaiser Lothar steckte die übermütig gewordenen Nonnen von Lutter bei Braunschweig nach Drübeck in den einsamen Harz —, vermochten diese gelehrten und kunstverständigen Frauen wenig aufzuhalten. Festgestellt werden muß aber auch, daß es ihrem Beispiel nicht gelingen konnte, die Tätigkeit der Frau außerhalb des ihr angestammten häuslich-familiären Wirkungskreises zur Fülle, Wertbeständigkeit und Vielfalt der männlichen Leistungen zu steigern.

Bestand hatte nur das Wirken der sorgenden Hausfrau und Mutter, die der Familie die rassische Reinheit des Blutes bewahrte und den Pflichtsinn für die Volksgemeinschaft vererbte. Das deutsche Mittelalter kennt sie in allen Schichten des Volkes, ob es nun auch ihre Namen nennt oder sie nicht weiß. Es nennt eine mit hohem Namen und ewigen Ehren, Elisabeth von Thüringen; sie stünde unter den Wertvollsten, wenn es ihr vergönnt gewesen wäre, ihre starken seelischen Kräfte gesund zu entwickeln. Das Große, ja Herrliche in dieser Frau hat das Leid ins Unbegreifliche gesteigert. Ein Kaiser hat die Tote noch im Sarge gekrönt, die Kirche sie heiliggesprochen. Zu nicht geringeren Ehren hätte sie vielleicht auch das Leben erhoben, wenn sie so hätte Mutter und Gattin sein dürfen, wie sie es sich in ihrer Jugend gewünscht hatte. Frauen wie sie saßen am schwelenden Herdfeuer der Bauernhütten, und sie spannen im Kreis der Mägde im Frauenzimmer der Ritterburg.

Hier saßen die Wurzeln der Nation, und wo die deutsche Dichtung des späten Mittelalters, die auf lockerem Boden leuchtende Blüten treibt, alle fremden Vorbilder verschmähend und hinter sich lassend zu sich selber findet, dort hat sie aus dem reinen Quell des deutschen Volkstums und seines heiligen Brauchtums geschöpft.

Lydia Ganzer-Gottschewsky

Die Frau im Mittelalter



Nach einer Zeichnung Dürers
gez. von Prof. Tobias Schwab

Das Bild der Frau in den Jahrhunderten des Mittelalters ist vielen Wandlungen unterworfen und zeigt doch im Grunde stets die gleichen Züge — das Gesicht der deutschen Frau schlechthin. Am unmittelbarsten tritt es uns in Malerei und Plastik entgegen. Auf der Höhe und am Ausgang des Mittelalters ist es vielfältig im Ausdruck, reich an innerem Leben, von großer Fülle und Wandelbarkeit, leuchtend im Glück, verdüstert im Leid; am Anfang dagegen erscheint es streng, herb, zurückhaltend, in sparsamen Linien gezeichnet, die alles Seelische fast verschlossen halten. Das gleiche wie von Plastik und Malerei gilt von den übrigen Quellen der Zeit, Aufzeichnungen und Dokumenten, die uns ein Bild der Frau vermitteln können. Auch sie wachsen allmählich von äußerster Wortkargheit zu reicherer Fülle.

Die Quellen für das frühe Mittelalter sind dürftig. Wir sind fast ausschließlich auf die deutschen Volksrechte, wie etwa den Sachsenspiegel, angewiesen, die, in späterer Zeit niedergeschrieben, auf alte mündliche Überlieferungen zurückgehen. Das Bild der Frau, das sie uns geben, ist naturgemäß karg und umrißhaft, es hat noch wenig oder nichts von seiner späteren Lebendigkeit.

Die Frau im mittelalterlichen Recht

Zu den häufig diskutierten Fragen gehört die Stellung der Frau im mittelalterlichen Recht. Man hat oft von ihrer „Rechtlosigkeit" gesprochen, die Frau als unterdrücktes, gehemmtes, in seinen Entschließungen unfreies Wesen hingestellt, dem Mitleid und Bedauern zuströmen müßten. Solche Urteile stammen aus einer Welt, die nur noch den einzelnen als Träger von Rechten kannte; das germanische Mittelalter jedoch wertete die Sippe als vornehmsten Träger des Rechts. Auch wir wissen heute, daß Gebundenheit etwas anderes ist als Rechtlosigkeit. Diese Grundverschiedenheit muß beachtet werden, will man die Stellung der Frau in jenen früheren Jahrhunderten richtig beurteilen. Diese Zeit, in der ein junges Reich in Nöten und Gefahren um seine erste Formung rang, hatte zuviel richtigen Instinkt, um alte Bindungen aufzulösen; sie wurden vielmehr von neuem bestätigt. Vormundschaft der Sippe bedeutete jedoch gleichzeitig Schutz durch die Sippe, das Vorhandensein einer nie versagenden, immer aufnahmebereiten, Rückhalt gewährenden, über das eigene Dasein hinausreichenden Gemeinschaft und Verbundenheit. Was an

eigenen, an Individualrechten nicht gewährt wurde, gewährt werden konnte, wurde durch die Fürsorge der Sippe ausgeglichen. Die Frau bleibt ihr Leben lang in dieser Gebundenheit. Mit ihrer Verheiratung tritt sie aus der eigenen in die Sippe des Mannes über; wird sie Witwe, so steht ihr die eigene Sippe wieder offen. Der Sachsenspiegel sagt: Wenn ein Mann ein Weib nimmt, so nimmt er sie in sein Gewere (rechtmäßige Gewalt) und all ihr Gut zu rechter Vormundschaft. Die Frau tritt in des Mannes Recht, wenn sie in sein Bette tritt. „Wann er aber stirbt, so ist sie ledig von seinem Recht und behält ihr Recht nach ihrer Geburt." Alle Bestimmungen über Vermögen, eingebrachtes Gut usw. grenzen demnach nicht so sehr Rechte von Einzelnen als Rechte von Sippen gegeneinander ab. Nach einer alten schwäbischen Trauformel hat der Mann als Hausherr über die Frau „die rechte Schutzgewalt, die gewährte Schutzgewalt, die gewaltige Schutzgewalt", und es entspricht durchaus dem Fühlen unseres Volkes, wie es in den alten Rechten seinen Ausdruck fand, wenn der Ton stärker auf „Schutz" als auf „Gewalt" liegt. Denn der Geist der Gerechtigkeit, der Billigkeit, des Schützenwollens spricht aus jeder dieser alten Formeln. Aus gleichen Erwägungen stammt die Bestimmung des Schwabenspiegels, daß Frauen und Jungfrauen vor Gericht einen Vormund haben sollen bei allen ihren Klagen. „Denn das ist darum gesetzt, daß sie von den Mannen desto baß (besser) recht haben, wenn sie (etwas) sprechen, das ihnen Schaden ist vor Gericht, daß niemand sie der Lüge zeihen möge."

Achtung und Schutz der Frau galten in erster Linie der Trägerin des künftigen Geschlechtes; Reinhaltung des Blutes, der Sippe, war oberstes Gesetz. Die Ehebrecherin unterlag den schwersten und entehrendsten Strafen; die solchen Vergehens beschuldigte Frau konnte sich nur durch die furchtbare „Rechtsprechung" des „Gottesurteils" von dem Verdacht lösen. Dies Gottesurteil bestand darin, daß die Frau mit bloßen Füßen über glühendes Eisen gehen oder die Arme in kochendes Wasser stecken mußte; blieb sie unversehrt, so galt ihre Unschuld als erwiesen. Eine mildere Form war der Zweikampf: die angeklagte Frau durfte einen Kämpfer für ihre Ehre stellen; von dem Ausgang des Kampfes hing dann das Urteil ab.

Wie hoch das alte deutsche Recht die Ehre der Frau wertete, zeigt eine Bestimmung des Sachsenspiegels, die bei Vergehen an Frauen selbst leblose Dinge in den Bannkreis der Strafe einbezieht: „Um keinerlei Vergehen soll man ein Dorfgebäude umhauen, es sei denn, daß Magd oder Weib darin Gewalt erlitten haben oder vergewaltigt hineingeführt worden sind, darüber soll man richten, daß man es mit Recht ausrottet. (Glosse: Das Gebäude haut man um, dessen Wände und Schlösser der Frauen Flucht wehrten, und das Dach, das solche Sünde beschützte.) Alle lebenden Dinge, die bei der Nötigung dabei waren, soll man töten. (Glosse: Alle Pferde, die sie führten und was dazu half.)"

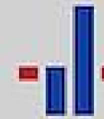
Das ist die negative Seite der Abschreckung und der Strafe. Aber diese alten Rechte haben auch eine ausgeprägt positive Seite: den Schutz des werdenden Lebens und der Frau, die ein Kind erwartet. An lebendigen Beispielen wird gezeigt, was das Recht von der Dorfgemeinschaft erwartet: „. . . und ginge eine Frau mit einem Kind, so soll ihr der Bäcker den Teig kneten und soll sie in das Backhaus führen und soll der Frau einen Sessel mit einem Kissen hinstellen" (Weistum von Zozenheim auf dem Hunsrück). Und das Weistum der sieben freien Hagen in der Grafschaft Schaumburg gibt dem in Fronarbeit beschäftigten Hörigen das Recht, in der schweren Stunde bei seiner Frau zu sein: „Ich frage weiter, wenn einem seine Frau ins Kindesbette käme, und er wäre aus, daß er zu Herrendiensten Mühlensteine fahren sollte, wie er sich verhalten soll? Wenn solches geschehe und die Botschaft würde ihm gebracht, so soll er seine Pferde ausstricken und machen sich nach Haus und tun seiner Frau was zugute, damit sie ihm seinen jungen Erben desto besser aufbringen und säugen könne." Solche Züge einer fast väterlichen Fürsorge für die junge Mutter und das neugeborene Kind enthält unser altes deutsches Volksrecht in reicher Fülle. Die Ehrfurcht vor der Mutter findet immer wieder ihren Ausdruck. So hatte nach einem alten Brauch in Turgau jede Mutter von sieben Söhnen sogar das Recht, einen armen Sünder, dem sie auf dem Weg zur Richtstatt begegnete, vom Henkerstrick loszuschneiden. — —

Sippe und Blut

Die Sorge um die Reinhaltung des Blutes bestimmte bereits die Eheschließung, die der privaten Willkür weitgehend entzogen war; auch hier gab die Sippe den Ausschlag. Es galt als unrecht, in manchen Gegenden selbst als strafbar, eine Jungfrau zu heiraten „ohne ihres Vaters Rat und ohne ihrer Mutter Freunde Rat". Und im „Ruodlieb", dem in Tegernsee entstandenen ältesten Ritterroman unserer Literatur, gibt der König dem Ritter Ruodlieb beim Abschied den Rat:

> Wenn du, um liebe Kinder zu gewinnen,
> Zur Ehe schreitest, suche dir die Gattin
> Aus einem guten ebenbürtigen Hause
> Und folge dabei deiner Mutter Rat.

Das gleiche instinktive Wissen um die Wichtigkeit des Bluterbes enthält ein alter deutscher Spruch: „Heirate nie die einzige Feine aus einer schlechten Sippe!" Bei Ehen zwischen Freien und Hörigen folgten die Kinder — nach einem harten, aber biologisch völlig richtigen Gesetz — der „ärgeren Hand", d. h. dem hörigen Elternteil. Kinderlosigkeit galt als schwerste Strafe. Die gerade in Fürstenehen häufig begegnende „Ver-



stoßung" der Frau hatte meist in Kinderlosigkeit oder Söhnelosigkeit ihren Grund (z. B. die Trennung Heinrichs des Löwen von seiner ersten Gemahlin Clementia).

So bitter das für die betroffene Frau, hinter der sich meist die Pforten eines Klosters schlossen, gewesen sein mag — in jenen Zeiten bedeutete Kinderlosigkeit gerade bei den ragenden Geschlechtern unmittelbare Gefährdung des Erbes von Blut und Gut sowie des eigenen Werkes. Auch die Ehewahl wurde meist durch das Erbe bestimmt, und sowenig persönliche Neigung den Ausschlag gab, so mag doch der Großteil dieser Ehen durch gemeinsame Aufgaben und Pflichten, durch die Sorge für Haus und Hof, Kinder und Gesinde, aber nicht zuletzt wohl auch durch die rassisch bedingte Gleichartigkeit der Gesinnung zu einer festen und dauernden Gemeinschaft der Liebe zusammengewachsen sein.

Die allgemeine Stellung der Frau

Es ist ein Trugschluß, der häufig gemacht wird, die allgemeine Stellung der Frau in einer Epoche mit ihrer rechtlichen Lage gleichzusetzen. Die tatsächliche Stellung der Frau ist nicht so sehr abhängig von der „Freiheit", die sie genießt, als von der Ehrerbietung, die ihr und ihrem Bereich entgegengebracht wird. Entscheidend ist die Frage, wie stark die Kräfte der Sitte sind, die die Frau zur Formung einer Zeit beizutragen vermag, und in welcher Weise — offen oder ablehnend — sich ein Zeitalter zu diesen sittigenden Mächten verhält. Über die breite Masse der Frauen im frühen Mittelalter erfahren wir aus unsern wortkargen Quellen naturgemäß sehr wenig, vieles jedoch können wir ablesen von dem Bilde der Ragenden, von jenen Frauen, denen die Liebe und Verehrung ihrer Zeit entgegenströmte.

Zu den ersten dieser Frauen, die aus dem Dämmer unserer frühen Geschichte hervortreten, gehört die Gattin Heinrichs I., Mathilde. Schon das schöne junge Mädchen, das im Stift zu Herford aufwuchs, Nachfahrin Widukinds, stand weithin im Ruf der Anmut und des seelischen Wertes. Ein reiches und glückliches Frauenleben in jahrzehntelanger Verbundenheit mit dem Gatten war ihr vergönnt. In Urkunden Heinrichs I. erscheint sie immer wieder als Fürbitterin („auf die Bitte unsrer sehr geliebten Gattin", „durch die Fürsprache unserer Gattin bewegt"), und noch der Sterbende dankt in der Abschiedsstunde der „immerdar so Getreuen und mit Recht so Geliebten . . . So habe denn Dank dafür, daß du uns im Zorne unermüdlich beruhigt, stets uns tauglichen Rat erteilt und oftmals von einer Unbilligkeit zur Gerechtigkeit geleitet und emsig ermahnt hast, den Gewaltleidenden Barmherzigkeit zu spenden." Menschliche Wärme und Güte sind die bestimmenden Züge ihres Bildes. Trotz aller weitgespannten Hingabe an vielerlei Aufgaben war Mathilde mit ganzer Seele Frau und Mutter. Es ist eins der ergreifendsten Bilder unserer Geschichte, wie die alte Königin von ihrem Sohne, Otto I., vor einer Romfahrt Abschied nimmt: „Dann verließen sie die Kirche, hielten vor der Tür, umarmten sich, und Zähren benetzten beider Wangen. — Die Königin blieb vor der Pforte stehen und geleitete den zum Pferde schreitenden Sohn mit leuchtenden Blicken. Hierauf trat sie in die Kirche, begab sich hastig an den Ort, wo der Kaiser während der Meßfeier gestanden hatte, beugte die Knie und küßte weinend die Spuren des hinwegziehenden Sohnes. Als Graf Wiligo und andere Herren, die noch zurückgeblieben, dies bemerkten, stöhnten sie tief erschüttert, traten heraus und berichteten es dem Kaiser. Augenblicklich sprang dieser vom Pferde, kehrte seufzend in die Kirche zurück und fand sie daselbst noch an jenem Orte betend und in Tränen zerfließend. — ‚O, verehrte Herrin', sagte er, ‚mit welchem Dienste vermögen wir Euch diese Tränen zu vergüten!' Der Kaiser aber zog von dannen — und begab sich dann in Begleitung seines Sohnes wiederum nach Rom" (966). (Aus der Vita I.)

Das wache Bildungsstreben, das die hochgeborenen Frauen der ottonischen Epoche kennzeichnet, ist auch Mathilde eigen. Und noch an ihrem Todestage ermahnt die Schwerkranke ihre Enkelin, die Äbtissin von Quedlinburg, ihr Amt sorgfältig und gewissenhaft zu verwalten, besonders aber „in allen Stücken, die sie andern auferlege, mit der Tat und gutem Beispiel voranzugehen". Das Abschiedswort einer Königin, Richtschnur ihres eigenen Lebens!

In manchen der großen Frauen dieser Zeit prägt sich das religiöse Leben in Formen aus, die, dem christlichen Dogma fremd, uraltes Erbe verraten: das „Heilige und Prophetische" der germanischen Ahnen. Am schönsten hat dieses Erbe künstlerischen Ausdruck in der Gestalt der Bamberger Elisabeth gewonnen, eine Norne aus grauer Vorzeit inmitten christlicher Jahrhunderte. Es ist seltsam genug, daß diese Frauen des frühen und hohen Mittelalters ihren Weg noch ohne Verfolgung gehen konnten; „die Kirche war klug genug, diese versteckte Gegenmacht und Gefahr in einen Ruhm für sich umzuwandeln" (Lulu von Strauß und Torney). Die tiefste Wirkung auf ihre Zeit war Hildegard von Bingen vergönnt, einer hochbegabten Frau von seltsamer Kühnheit der Erkenntnis. So schließt ein Brief an Barbarossa: „Es tut not, daß Du in Deinen Angelegenheiten vorsichtig seist. Denn ich sah Dich in geheimnisvollen Gesichten in großen Stürmen und Widrigkeiten leben vor meinen lebendigen Augen!"

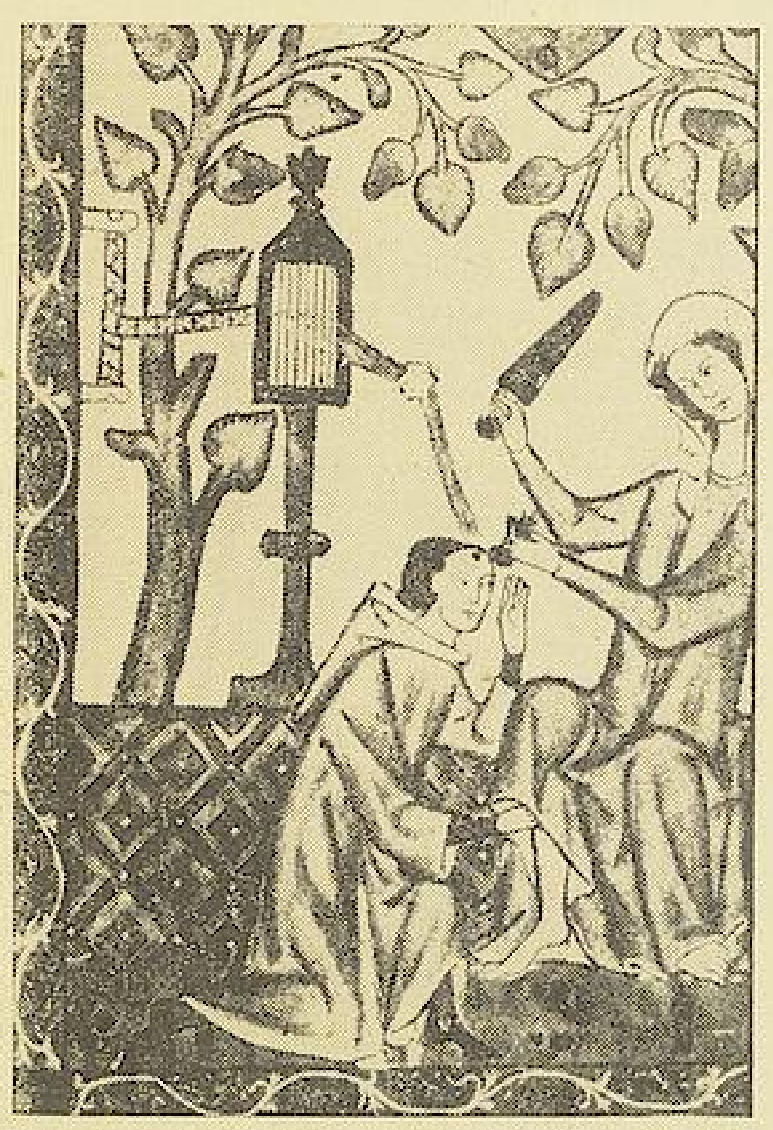
Auch wenn wir bedauern müssen, daß diese Frauen aus bestem Blut in Klöstern dem Erbstrom unseres Volkes verlorengingen, so bleibt doch die Bedeutung dieser Klöster als Zentren eines

angespannten, kulturschöpferischen Wirkens unbestritten. Das Leben dieser Klöster hatte, bei aller Strenge in der Befolgung der Regel, einen innerlich freien und weiten Zuschnitt; die Insassen fühlten sich eng mit ihrer Fürstenfamilie und deren Schicksalen verbunden. Die Äbtissinnen waren herrschgewohnte, nicht immer sehr bequeme Frauen, die Rangstreitigkeiten jahrelang mit eiserner Konsequenz verfolgen konnten. Manches über den Geist, die Atmosphäre dieser frühen Stifter können wir aus den kurz vor der Jahrtausendwende entstandenen Dichtungen Roswithas von Gandersheim, der ersten großen Dichterin deutschen Stammes, entnehmen.

Es ist eigenartig — und aufschlußreich für innerste Triebkräfte der Frau —, daß für Roswitha, trotz ihrer ungemein starken dichterischen Begabung, der eigentliche Antrieb zum Schaffen nicht im rein Künstlerischen, sondern im Ethischen lag: sie wollte der in ihrer Zeit beliebten lockeren Komödiendichtung des Lateiners Terenz (195 bis 159 v. Chr.), die sie als Gefahr und Verführung betrachtete, etwas der Form nach Gleichwertiges, dem Inhalt nach gerade Entgegengesetztes gegenüberstellen, eine Verherrlichung aller Tugenden und religiösen Kräfte. Wohl ist die geistige Welt dieser Werke — das kompakte Christentum der Heiligenlegenden mit seiner massiven Schwarz-Weiß-Malerei — uns Menschen von heute fern und fremd, dennoch vermögen die Dichtungen Roswithas in ihrer dramatischen Gespanntheit, ihren prächtigen Dialogen, ihrer seelischen Anmut und Herbheit, ihrem Mutterwitz und ihrer Komik auch uns vieles zu geben; sie sind deutsch in einem sehr tiefen Sinne, trotz ihres zeitbedingten lateinischen Gewandes. Stofflich wichtig ist ihre Biographie Ottos I., die besonders in der Darstellung des Menschlichen große dichterische Kraft verrät. Erstaunlich, wie diese in der Einsamkeit ihrer Waldberge lebende Frau selbst Ereignisse wie einen Kriegszug darzustellen vermag, mit welch gedrängter Kürze, Klarheit und Prägnanz! Roswitha beschreibt den Zug Ottos I. gegen die Avaren:

> „Doch nun plante der König selbst, im Vertrauen auf Christus, mit der gewaltigen Schar der ihm ergebenen Völker jenes frevelnde Volk im eignen Land zu bekämpfen. So bezwang er es nun, das sich immer wieder empörte, mit gewaffneter Hand und errang sich zahllose Beute, welche die Feinde einst auf ihren Zügen uns raubten. Jetzt verwüstete er im Grimm ihre Dörfer und Felder, raubte Frauen und Kinder, die jenen lieb, aus den Höfen, warf die Feinde zu Boden und kehrte siegreich zur Heimat."

Blieb bei Roswitha das politische Interesse auf die Rolle des Zuschauens und Darstellens beschränkt, so hatte es bei anderen Frauen der Zeit Gelegenheit, sich in verantwortlicher Stellung zu betätigen und zu bewähren. Bekannt ist die Herzogin Hadwig von Schwaben, die als schöne junge Witwe des viel älteren Herzogs Burkhard ihr Land mit Umsicht und Strenge regierte, ihre Mußestunden jedoch — persönlichstes Leben blieb ihr versagt — gemeinsam mit ihrem Lehrer Ekke-



Eine Frau schneidet dem Ritter das Haar ab. Im Hintergrund ein Bandweberahmen, auf dem aus dem Haar ein Gurt gewebt wird (aus der großen Heidelberger Liederhandschrift um 1310)

Aufnahme: Historia-Photo

hard von St. Gallen über dem Studium von griechischen und lateinischen Schriftstellern verbrachte. Ihre Großmutter war die Königin Mathilde, die während der Romfahrt Ottos III. mit der Lenkung des Reiches betraut war.

Noch breitere und tiefere Wirkung war naturgemäß den Frauen gegeben, die neben ihrem Gatten als Königinnen an der Spitze des Reiches standen, worüber an anderer Stelle ausführlicher berichtet wird.

Kaum eine der deutschen Königinnen, auch die aus fremden Fürstengeschlechtern stammenden, hat sich der Verantwortung ihres Amtes entzogen, so manche hat, nach Maßgabe ihrer Kräfte zum Bau des Reiches beigetragen. Strapazen und Gefahren,

von denen wir heute kaum noch wissen, wurden willig und klaglos ertragen: beschwerliche Reisen von einer Pfalz zur andern, Begleitung des Königs auf Kriegszügen, furchtbare Fahrten über die verschneiten und vereisten Alpen in das immer wieder von Aufständen durchflackerte Italien. Und daneben ein stilles und selbstverständliches Schaffen. Manch ein deutscher Dom, manch eine deutsche Stadt verdanken ihr charakteristisches Gepräge dem baulichen Interesse einer deutschen Königin. Förderung der Gelehrten und der Wissenschaften, der Dichtkunst und des Gesanges waren Aufgaben, die die begabten Frauen auf deutschen Fürstenthronen mit Eifer übernahmen. Aber auch die stilleren, vergessenen, selten oder nie genannten haben eines mit den großen und bedeutenden gemeinsam: daß sie alle ihr würdig geführtes Leben einfügten in das mythische, zeitlose Bild der deutschen Königin, das vielleicht seine schönste und gültigste Formung in der Regensburger Plastik der Königin Hemma gefunden hat. (Siehe mittlere Bildseiten dieser Folge! — Schriftleitung.)

Auf der Höhe des Mittelalters vollzieht sich ein allgemeiner Wandel in der Wertung der Frau. Im Gefolge der Kreuzzüge und der freundschaftlichen Berührung mit dem französischen Rittertum beginnt das Zeitalter der Frauenverehrung, das im Minnesang und in der höfischen Epik seinen starken dichterischen Ausdruck findet. Die Frau der ritterlichen Schicht, deren Leben bisher fast unbeachtet hinter Burgmauern verlaufen war, tritt jetzt als Herrin des Minnedienstes in den Kreis der öffentlichen Anteilnahme. Sie wird Trägerin eines neuen Bildungsideals, das die alten Bildungswerte vereinigt mit Weltläufigkeit auf der einen, sittsamer Haltung auf der anderen Seite — das „höfische" Ideal. Diese Bildung zielt nicht nur auf geistige, sondern ebenso stark auf musische Kräfte und seelische Fähigkeiten.

In Gottfried von Straßburgs Epos „Tristan" wird Isolde als Muster höfischer Erziehung dargestellt:

Sie war in Höfischkeit gewandt,
In Kunst geübt mit Mund und Hand;
Die schöne Maid sprach rein
Französisch und Latein
Und die Sprache von Develin;
Sie fiedelte nach Meisters Art
In welscher Weise schön und zart.

— — — — — — — — — — — —

Sie war gar süß gemut,
In Sitten und Betragen gut.
Sie konnte schönes Saitenspiel
Und edler Fertigkeiten viel:
Brief und Scherzonen dichten,
Ihre Gedichte sauber schlichten,
Sie konnte schreiben und lesen.

Auch das Schönheitsideal der Zeit, das dem nordischen Rassenbild nahe verwandt ist, zeigt neben der Freude an der körperlichen Erscheinung seelische und geistige Züge. Als Beispiel sei eine Beschreibung der Gattin Barbarossas, Beatrix von Burgund, gesetzt: „Beatrix nun, die Gattin des Kaisers, stammte selbst vom vornehmsten Geschlecht in Burgund. Sie war von mittlerer Größe, hatte goldglänzendes Haar und ein sehr schönes Gesicht. Ihre Zähne waren weiß und schön gestellt, ihr Mund klein. Ihr Wuchs war aufrecht, ihr Gesichtsausdruck bescheiden, ihre Augen hell, lieblich und anziehend. Ihre Reden waren sittsam. — Und wie sie Beatrix hieß, so war sie in der Tat im höchsten Grade gesegnet."

Diese Jahrhunderte erleben eine hohe Entwicklung weiblicher Kunstfertigkeit. Herrliche Arbeiten gehen aus den Händen der Frauen hervor, sie sind jetzt nicht mehr auf die Klöster beschränkt, die schon früh das „Spinnen und Weben und Sticken mit Gold und Perlen auf seidenen Gewändern" gepflegt hatten. Auch in die Frauenkemenaten der Burgen finden Webstuhl und Stickrahmen Einlaß, und manche Arbeit, die noch heute unsere höchste Bewunderung wachruft, ist hier entstanden, wie der edelsteinbesetzte Gürtel der Kaiserin Kunigunde. Die Frau prägt ihrer Umgebung immer mehr den Stempel ihres eigenen Wesens auf.

Heimgestaltung und Wohnkultur

Die Fähigkeit gerade der deutschen Frau, das „Heim" zu gestalten, zeigt sich früh. Wie ausgeprägt und reich diese Wohnkultur bereits war, erfahren wir aus einer Bestimmung des um 1200 aufgezeichneten Sachsenspiegels über die Frauengerade, d. h. alles, was zum persönlichen Eigentum der (ritterlichen) Frau gehört:

„. . . das sind alle Schafe und Gänse und Kasten mit aufgetanen Laden, alles Garn, Betten, Pfühle, Kissen, Laken, Tischlaken, Handtücher, Badelaken, Becken, Leuchter, Linnen und alle weiblichen Kleider, Fingerringe, Armbänder, Schapel, Psalter und alle Bücher, die zum Gottesdienst gehören, welche die Frauen pflegen zu lesen, Sessel, Schreine, Teppiche, Bettvorhänge, Rückenlaken (Tuch am Bett zwischen Rücken und Wand) und alle Gebinde (Kopfputz), dies ist was zur Frauengerade gehört usw."

Über die Arbeit der mittelalterlichen Hausfrau hören wir leider wenig; die Quellen sind äußerst dürftig, die Dichtung hat für das alltägliche Leben wenig Interesse. Der Tag der Hausfrau im Mittelalter muß bis zum Rande erfüllt gewesen sein; er erforderte ein großes Maß an Können, an Planen, Einteilen, Überlegen, kurz all die Fähigkeiten, die wir mit dem Wort „organisieren" bezeichnen. Viele Arbeiten, die heute außerhalb des

Hauses erledigt werden, unbestrittenes Gebiet der Industrie, gehörten damals in den Kreis der Frau: Brauen, Schlachten, Seifekochen, Lichteziehen, Spinnen, Weben und Nähen, eine viel umfassende auf weite Sicht berechnete Vorratswirtschaft. Noch bei Hans Sachs klagt ein Ehemann über seine faule und untüchtige Frau, daß sie nicht, wie es sich gehört, für Vorräte sorge in

> Holtz, Salz, Schmaltz, Zimet, Kraut und Fleisch.
> Wann sies bedarf, laufft sie erst hyn
> Und geyt (gibt) dem pfragner (Kleinhändler) den gewyn.

Solche Ausnahmen bestätigen nur die allgemeine Regel.

Die uralte Kunst der „weisen Frauen", die ärztliche, schon in den dunkel raunenden „Merseburger Zaubersprüchen" überliefert, war den Frauen des Mittelalters wie denen der Vorzeit vertraut. Die höfische Dichtung gibt manches Beispiel. Nur durch die Heilkunst der Königin Isolde wird Tristan von hoffnungslosem Siechtum geheilt, das eine vergiftete Waffe ihm eintrug. Und der schwerverwundete Gawan im „Parzival" gesundet, als die alte Königin Arnive seine Wunden mit warmem Wein behandelt, sie mit seidenen Stoffen verbindet und ihm heilkräftige Wurzeln und Tränke gibt.

Seltsam genug paßt dieses Bild eines mit Arbeit und Pflichten reich erfüllten Alltags zu jenem anderen Bild der höfischen Dame, die als Herrin des Minnedienstes im Mittelpunkt der Dichtung steht. Im Anfang war

der höfische Minnedienst

diese neue, von Frankreich übernommene Frauenverehrung, die grundsätzlich nicht dem jungen Mädchen, sondern der Frau eines andern galt, nicht mehr als eine Mode, die als solche schließlich in den lächerlichsten Narrheiten ihr Ende fand. Aber diese Mode, die aus ihrem Ursprungsland manche lockeren Züge mitbrachte, wird in Deutschland in zunehmendem Maße vertieft und schließlich verwandelt; sie wird zu einem erzieherischen Mittel, zu einer ungeheuren Möglichkeit der Menschenformung, die einem ganzen Stand jenes Gepräge gibt, das wir noch heute mit dem Wort „ritterlich" bezeichnen. Denn das ist das Kennzeichen der hohen Minne, daß sie alle inneren Werte fördert, zu allen Tugenden erzieht, die dem ritterlichen Menschen jener Zeit höchste Ideale bedeuten: staete, triuwe, zuht, mâze, milte. Um der Erlangung dieser Tugenden willen verehrt der Ritter seine Dame, um ihretwillen nimmt er alle Mühsal des Minnedienstes auf sich. Eine Erschütterung der Ehe hat der Minnedienst kaum herbeigeführt, dazu blieb er zu sehr höfische, gesellschaftliche Form, Spiel auf einer Ebene, die fern war allem Elementaren. „Der Minne Lohn" war Gegenstand einer kaum geträumten Sehnsucht, die sehr wohl um die Grenzen der Wirklichkeit wußte; diese Grenzen wurden noch mehr durch die innere Gebundenheit, die eheliche Treue der Frau gezogen als durch das herrische, zum Griff an das Schwert bereite Wachen des Mannes über der Ehre seines eigenen Hauses. Dennoch bedeutete es eine Tat von ungeheurer Kühnheit, als die größten epischen Dichter jener Zeit, Hartmann von Aue und Wolfram von Eschenbach, Ehe und Minne zur Einheit verbanden, die eheliche Liebe zur hohen Minne steigerten. Sie gaben damit der Minne eine neue Verantwortung, der Ehe ein tiefes Leuchten; sie wandelten ein fremdes Ideal in die eigene, dem deutschen Wesensgesetz zuinnerst entsprechende Form.

Ähnliches lehrt die „Winsbeckin", das Gedicht eines unbekannten Verfassers aus dem 13. Jahrhundert, das die Fragen der Minne und Ehe in Form eines Gespräches zwischen einer Ritterfrau und ihrer Tochter behandelt. Auch hier fällt die Wertung eindeutig zugunsten der ehelichen Liebe und Treue aus:

> Die Liebe soll von Herzen kommen
> Und haben stäter Treue Pflicht,
> Ob in Verlust, ob in Gewinn.
> Die andre Liebe schlüpfrig ist
> So wie das Eis, daher, dahin.

Die Treue zu dem Geliebten gibt den Frauengestalten unserer mittelalterlichen Dichtung ihren auszeichnenden inneren Wert: Gudrun, die lieber alle Demütigungen auf sich nimmt, als dem Verlobten die Treue zu brechen, Kriemhild, deren schmerzhafte Liebe zu dem ermordeten Siegfried die Auslöschung ganzer Geschlechter als Rache und Sühne verlangt. . . . Zu den schönsten Zeugnissen solcher Liebe gehört jener Reisesegen aus dem 12. Jahrhundert, den die liebende Frau über dem scheidenden Gatten sprach:

> Ic dir nach sihe, ic dir nach sendi
> mit minen funf fingerin
> funvi undi funfzic engili
> Got dich gisundi
> heim gisendi.
> (Ich dir nachsehe, ich dir nachsende
> mit meinen fünf Fingerlein
> fünfundfünfzig Engelein.
> Gott dich gesunde
> heim mir sende.)

Dieser Ton einer gefühlsstarken inneren Verbundenheit klingt immer wieder auf und gibt vielen unserer frühen deutschen Liebeslieder etwas Zeitloses und Ewigjunges:



FLACHSBEARBEITUNG ZU LEINEN UND SEIDE

NACH EINER WANDMALEREI IN EINEM KONSTANZER BÜRGERHAUS UM 1300

1. Eine Jungfrau zieht den Bast vom Hanfstengel.
2. Eine Frau bearbeitet den Flachs mit dem Schlagholz; sie schwingt also den Hanf.
3. Der Hanf wird gehechelt, um sodann mit den Händen ausgerieben zu werden.
4. Der Hanf wird kunstgerecht auf den Spinnrocken gelegt.
5. Das Spinnen mit der Handspindel.
6. Eine Frau haspelt eine vollgesponnene Spule auf einen Handhaspel ab. Es gab auch größere Drehhaspelgestelle.
7. Auf einem großen Webstuhl wird Leinen gesponnen. Hinter dem Webstuhl sitzt ein Kind, das die Spule für das Schiffchen aufwindet.
8. Jungfrau an einem auffallend großen Bandwebstuhl arbeitend.
9. Eine Frau zerschneidet das fertige Leinen mit der Schere.

Aufnahmen: Historia-Photo, Berlin.

Dû bist mîn, ich bin dîn,
des solt dû gewis sîn.
dû bist beslozzen
in mînem herzen.
verlorn ist das slüzzelîn:
dû muost och immer darinne sîn.

(Walther von der Vogelweide.)



Mit einer Gefahr, die stärker war als irgendwelche Einflüsse der gesellschaftlichen Mode, stand

die mittelalterliche Ehe unablässig im Kampf

Es ist das Ringen mit ihrer Wertung durch die Kirche. So sehr sich die Kirche auch bemühte, durch ihren Einfluß die Unauflöslichkeit der Ehe zu fördern, so trug sie doch von ihren vorderasiatischen Anfängen her ein ehegefährdendes und eheauflösendes Element in sich: die absolute Höherwertung der Jungfräulichkeit als solcher, die Einschätzung der Ehe als „kleineres Übel". Die Sinnenfeindschaft vieler Kirchenväter zeigt sich in einem erbitterten Haß auf das Weib als „Gefäß der Sünde". (Siehe Beitrag von Dr. Kummer! Schriftltg.)

Typisch mönchisch ist jene Darstellung der „Frau Welt", die wir aus einigen Plastiken kennen, als schönes, lockendes Weib, dessen Rücken von Würmern zerfressen ist. (Siehe Bildseiten dieses Heftes! Schriftleitung.) Immer wieder bricht diese fremdstämmige, sinnenfeindliche Richtung durch. Sie feierte ihre schlimmsten Orgien in den Hexenprozessen des späteren Mittelalters, die Hunderte von Frauen auf den Scheiterhaufen brachten.

Charakteristisch für diese Einflüsse, die alle Freude als etwas Widergöttliches betrachteten, ist ein Vorfall bei der Hochzeit Heinrichs III. mit Agnes von Poitiers im Jahre 1034. Dort ließ der König, der sich der strengen kirchlichen Richtung zugehörig fühlte, alle Spielleute wegweisen, die sich von weit und breit in Scharen eingefunden hatten, wie es guter alter Brauch war bei solchen Festen.

Manch eine Frau mag sich in jenen Zeiten in diesem Zwiespalt zwischen „Welt" und Kirchengebot wund und müde gekämpft haben, immer wieder war die Wahl gestellt zwischen dem „himmlischen" und dem „irdischen" Bräutigam. Erschütternd als Zeugnis für diesen Zwiespalt ist das Leben der hl. Elisabeth. Diese Frau, die als glückliche Gattin und Mutter nicht die Armen und Bedrängten vergaß, die ein waches soziales Gewissen mit großer religiöser Hingabe vereinte, wäre vielleicht nicht die früh verstorbene Heilige, wohl aber ein weithin wirkender Mensch, eine Landesmutter im besten Sinne geworden, ohne den Schatten ihres finsteren Beichtvaters, Konrad von Marburg. Die ganze Tiefe einer seelischen Marter wird sichtbar, wenn Elisabeth, auf das Gebot ihres Beichtvaters, die Welt zu verachten, Gott bittet, er möge die maßlose Liebe für ihr Kinder von ihr nehmen. Furchtbarer kann Zusammengehöriges nicht auseinandergerissen werden!

Es war eine Frage der Kraft, die der Seele des deutschen Volkes immer von neuem gestellt wurde, ob sie sich von solchen Einflüssen auf die Dauer gefangennehmen ließ oder nicht. Ein stiller, meist unbewußter, in den Tiefen heftiger Kampf durchzieht die Zeit; immer wieder strahlt durch alle Überfremdungen das deutsche Seelenbild rein und klar und in bezwingender Schönheit. In diesen Kampf gehört an erster Stelle die religiöse Bewegung der Mystik hinein, die von vielen Frauen mitgetragen wurde. Die bedeutendste Mystikerin der Zeit war Mechthild von Magdeburg.

Vielleicht hat diese stille, nur ihren Gesichten lebende Frau gar nicht geahnt, wie kühn und allen Dogmen fern ihr „Fließendes Licht der Gottheit", wie ungeheuer das Recht, das sie der Seele verliehen, war: „Frau Königin, noch habt Ihr zu fordern Gott und alle seine Reiche!" In den Bildern der irdischen Liebe, in Minnegespräch, Werbung, königlicher Hochzeit geschieht in den Visionen Mechthilds die Vereinigung Gottes mit der Seele — dieser ganze, von der Kirche geächtete Bereich der irdischen Minne wird als Ausdrucksform und Symbol der geheimsten religiösen Geschehnisse gewählt. Die Formkraft einer Dichterin spricht aus den Hymnen der Mechthild, in wunderbaren Gleichnissen und Bildern gestaltet sie ihre Erfahrungen.

Innigkeit, seelische Anmut, eine Schönheit, die adlig ist und doch von erdnaher Kraft — dies Bild der Frau tritt uns immer wieder entgegen, in Dichtung, Plastik und Malerei; es zeigt, daß in dem Seelenkampf von mehreren Jahrhunderten die Kirchenväter doch nicht Sieger blieben. Die germanische Wertung der Frau und der Familie bricht immer wieder unbezwinglich durch. Die himmlische Familie wird zum Abbild irdischen Glückes; in Dürers „Ruhe auf der Flucht" helfen die Engel in seligem Beisammen dem werkenden Zimmermann und der spinnenden Frau. Helläugig, zart und vornehm und doch in allen irdischen Hantierungen geschickt, so stehen die Frauen auf dem Goldgrund ihrer Bilder, und mitunter zieht das Künstlertum eines Großen den Vorhang von einem unsagbar schweren und doch ganz gemeisterten und bezwungenen Leben, wie in dem Bildnis der Mutter Dürers. In Jahrhunderten bauten diese Frauen mit an den unzerstörbaren Fundamenten eines Volkes; der Familie mit ihrem ganzen Reichtum an seelischen Werten und der Sitte als unzerstörbarer Bewahrerin der Treue gegen das Blut.

Wenige wissen es!

Die kirchliche Wertung der Frau im Mittelalter

VON DR. BERNHARD KUMMER

Drei Wissenschaften sind beteiligt an der Erforschung des sittlichen und religiösen Lebensganges im germanisch-deutschen Menschen. Die Germanenkunde, die Missions- und Kirchengeschichte und die deutsche Volkskunde. Diese Arbeit, bei der sich die beteiligten Kräfte ergänzen statt befehden sollten, gehört als Ganzes in die Geschichtswissenschaft hinein, nicht in die protestantische oder katholische Theologie. Denn sie ist nicht Lehre vom Gottesbegriff der Evangelien oder des alten Bundes, sondern Lehre vom germanisch-deutschen Menschen.

Diese Vorbemerkung ist unerläßlich, wenn es gelingen soll, im folgenden den Streit um eine der wichtigsten Fragen germanisch-deutscher Sittengeschichte der Lösung näher zu führen. Auch dieser Teilstreit ist völlig in die angegebene Kampffront verwickelt worden und nur von ihr aus zu verstehen. In Nr. 10/1935 der in Saarbrücken gedruckten „Katholischen Volksschriften zu Tagesfragen" „Germanisches Frauentum und Christentum" heißt der erste Satz: „In dem derzeit tobenden Kampf gegen das Christentum und die katholische Kirche werden auch die altgermanischen Frauen mobil gemacht, zwar nicht in einem die Streitart schwingenden Amazonenkorps, wohl aber als Zeuginnen wider Christentum und Kirche."

Wir haben die Freiheit, die Frage ein wenig sachlicher zu prüfen und dem Volke zu helfen gegen die, die es betrügen. Kein anständiger Mensch, ob Christ oder Nichtchrist, gehört an ihre Seite. Wir geben noch einmal

die zwei Grundansichten,

die sich bei der Frage nach der Geltung der Frau in der germanisch-deutschen Sittengeschichte einander gegenüberstehen:

Die eine Ansicht sieht eine entscheidende Höherführung der Frauengeltung durch die Mission als gegeben an.

Die andere schließt aus dem uns bekannten germanischen und deutsch-mittelalterlichen Sittenbild das Gegenteil.

Jede der beiden Ansichten hat Schwierigkeiten und Widersprüche zu überwinden. Es ist die Frage, wo das am besten gelingt.

*

Der Kirche wird das Verdienst zugesprochen, das germanische Leben, zumal das Eheverhältnis, „durchsittigt" zu haben (Hans von Schubert), „Zucht und Ordnung in das häusliche Leben gebracht" zu haben (R. Seeberg). Sie hat „das kulturgeschichtliche Verdienst, daß sie das hochgespannte Ideal der lebenslänglichen Einehe auch unter Barbaren aufrichtete und durchzuführen trachtete" (Rel. i. Gesch. u. Geg., Art. Ehe). Mit den Bußbüchern zumal (die so schamlose Fragen enthalten), habe sie „ihr Teil dazu gewirkt, daß jene würdige Auffassung von der Ehe, wie sie nur bei Monogamie bestehen kann, unserem Volke heimisch geworden ist" (Friedberg). „Wirkliche Einehe, in der auch der Mann treu sein muß, hat auch zu den Germanen erst das Christentum gebracht, wie in die ganze Welt" (Witte).

Von hier aus zieht man die Entwicklungslinie der deutschen Frauengeltung. Sie war in alter Zeit, wie es in Hoops' Reallexikon zu lesen steht, „Sache", die der Mann „rechtlich" (trotz besserer Stellung durch die Sitte) „kaufen, verkaufen, verschenken, töten, verstümmeln, schlagen konnte". Durch das Christentum wird sie „befreit", wird Persönlichkeit, entwickelt sich zur Gefährtin an seiner Seite. Am besten begründet Seeberg diesen Standpunkt: „In Wirklichkeit hat das Christentum das Weib befreit, indem es in der höchsten Beziehung des Daseins, in dem Verhältnis zu Gott, es als freie Persönlichkeit auf dieselbe Stufe wie den Mann stellte." Der Benediktiner Oppenheim betont: „Dem Manne stand das Recht zu, seine Frau zu vertauschen, zu verschenken oder zu vererben, aber auch frei, sie zu züchtigen. Erst das Christentum konnte mit vieler Mühe solche Mißbräuche abstellen."

Von hier aus ist es uns nun geradezu geboten, jeden Schandfleck und jede Unsittlichkeit, jede Polygamie und jede Hörigkeit der Frau in christlicher Zeit durch Vorsetzen des Wortes „noch" als Rest heidnischer Schlechtigkeit anzusprechen.

Von hier aus geht man dann über zum Gemütsleben der Frau, das in Saga und Edda so sehr beachtet wird, aber erst durch das Christentum erweckt worden sein soll. „Welch furchtbare Gestalten sind jene Priesterinnen, die den Kriegsgefangenen die Kehle durchschneiden und das Blut in einem Kessel sammeln." „Dann erscheinen im frühen

Links:

Römische Darstellung einer Germanin

Marmorstatue sog. „Thusnelda", Florenz, in antiker griechischer Trauerstellung mit entblößter Brust

Aufnahme: Stoedtner, Berlin

Unten:

Germanische Mutter aus dem 1. Jahrhundert n. Chr.

Darstellung der Landesanstalt für Volksheilkunde in Halle a. d. S. Aufnahme: Landesanstalt









Mathilde

Gemahlin Heinrichs des Löwen, Tochter des Königs von England (12. Jahrh.)

Aufnahme: Stoedtner, Berlin

Die Gerburg

Statue am Dom zu Naumburg a. d. S.

Aufnahme: Staatliche Bildstelle, Berlin

„Grammatika"

Darstellung am Münster zu Freiburg Br.

Aufnahme: Stoedtner, Berlin



„Wie der Weißkunig Maximilian und die Kunigin Maria v. Burgund einer des anderen Sprache lernt."

Holzschnitt von Hans Burgkmair (um 1500)

Aufnahme: Historia-Photo, Berlin

Königin Hemma

(13. Jahrh.) Regensburg, St. Emmeran

Aufnahme: Stoedtner, Berlin



Elisabeth von Thüringen
(1207—1231)
Darstellung v. T. Riemenschneider



Luthers Mutter († 30. 6. 1531)
Gemälde von L. Cranach
3 Aufnahmen: Stoedtner, Berlin



Dürers Mutter
dreiundsechzigjährig (1514)



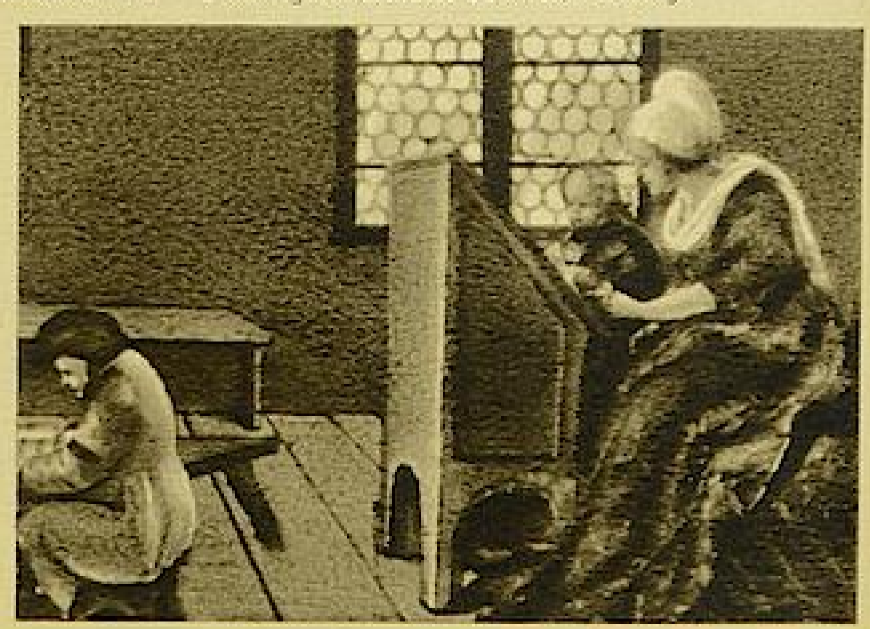
Saskia
Rembrandts Frau (17. Jahrh.)
Aufnahme: Kaiser-Friedrich-Museum Berlin



Elsbeth (Elisabeth) von Thüringen,
wie sie rastlos schaffend im Leben stand
Darstellung von Hans Burgkmair (1473—1531)
Aufnahme: Archiv Schlgsbr.



„Frau Welt"
Mönchische Entwürdigung des Frauentums, Darstellungen v. l. n. r. in Worms—Straßburg—Nürnberg
1 Stoedtner, Berlin   2 Kunstgeschichtliches Seminar, Marburg



Lehrende Mutter
Teil eines Gemäldes von Holbein (1516)
Aufnahme: Historia-Photo, Berlin



Tracht der Bronzezeit (Bäuerin)
a. d. 16. Jahrh. vor Chr., Jacke mit halblangen Ärmeln, schwerer Wollrock, gehalten durch feingewirkten Gürtel, dazu oft ein Haarnetz
Aufnahme: Landesanstalt, Halle a. d. S.

Kleidung im 11. und 12. Jahrh. nach Chr.
Aufnahme: Historia-Photo, Berlin

Burgundische Mode
14.—15. Jahrh. (westliche Einflüsse)
Aufnahme: Historia-Photo

Vornehmes Kleid (16. Jahrh.)
Darstellung von L. Cranach d. Ä. (1472—1553)
Archiv Schlgsbr.

Bäuerin im 16. Jahrhundert
Erzguß von Pankraz Labenwolf (1492—1563)
Aufnahme: Staatliche Bildstelle, Berlin

Edeldame mit Federhut (16. Jahrhundert)
Darstellung v. Hans Holbein (1497—1543)
Aufnahme: Stoedtner, Berlin

Frauenkleidung
im Wandel der Jahrhunderte

Mittelalter . . . eine lange Reihe von heiligen Frauengestalten, deren Lebensideal nicht Haß und Rache, sondern helfende und dienende Liebe ist." „Das Gemütsleben der Frau wird geweckt und damit das ganze Wesen geändert."

Von hier aus wird dann „der germanische Ursprung des Hexenwahns" erwiesen. „Germanisch ist auch die Zuspitzung des Hexenwahns auf das weibliche Geschlecht", weshalb ja diese furchtbarste Schande des christlichen Kulturkreises, auch nach den „Studien", in germanischen Ländern infolge der germanischen Blutszugehörigkeit der Inquisitoren gediehen ist . . .

Mit diesen Zitaten ist ungefähr die Art angedeutet, wie man versucht, die sittliche Förderung der Germanen durch die mittelalterliche Kirche besonders an der Geltung der Frau zu erweisen.

Gern greift man auch weiter zurück auf die Indogermanen. So steht im „Großen Brockhaus" unter „Frau": „Für die Indogermanen ist die niedrige Stellung der Frau außer Frage. Die Frau hat die schwersten Arbeiten zu verrichten . . . Töchter zu haben, gilt allen indogermanischen Völkern als Unglück, das sie häufig durch deren Aussetzung abschütteln." Und Karl Weinhold schrieb in seinem alten Buch „Die deutschen Frauen in dem Mittelalter" einen von drei Schulmännern 1932 in einem Schulbuch neu abgedruckten Abschnitt, der so beginnt: „Die Germanen begannen gleich allen anderen Völkern mit der rohen und derbsinnlichen Auffassung des Weibes als einer Sache und als eines Werkzeuges zur Arbeit wie zu sinnlicher Lust . . ."

*

Je weiter aber nun die deutsche Volkskunde in die Erkenntnisse der historischen Tatsachen vordringt, desto deutlicher werden genau gegenteilige Tatsachen. Bei den Franken wie bei den Isländern stellen wir eine offene Wandlung zum Schlechten fest. Schon 1857 sagte Johann Heinrich Kurtz: „Fragen wir nach dem Stande der Sittlichkeit unter den christianisierten Germanen, so kann nicht geleugnet werden, daß derselbe seit der Christianisierung tief gesunken ist. Ein grellerer Kontrast ist in der Tat kaum denkbar, als ihn z. B. die Scheidung altgermanischer Sitte und Zucht bei Tacitus (Cornelius Tacitus, römischer Geschichtsschreiber 55—117 n. Chr.), den die nordischen Quellen völlig bestätigen, und die Beschreibung der kolossalen Entartung und brutalen Zuchtlosigkeit in den (christlichen) merowingischen Zeiten bei Gregor von Tours (Bischof und fränkischer Geschichtsschreiber, lebte 540—594 n. Chr.) darstellt." „Die Tatsache besteht also: mit der Bekehrung der germanischen Völker zum Christentum geht eine Entsittlichung Hand in Hand" (Dr. Harald Spehr in „Evangelisches Schulblatt" 1934, S. 10). Andreas Heusler, unser bester Sagakenner neben Mogk, weist in seinem „Strafrecht der Isländersagas" auf den Gesittungswandel zwischen heidnischer und frühchristlicher Zeit, zumal auf die „geschlechtlichen Verhältnisse" der ersten christlichen Jahrhunderte. „Konkubinate sind an der Tagesordnung; Ehebrüche, Schändungen und mehr oder weniger gewaltsame Entführungen." Walter Baetke, der als Schüler Wilhelm Stapels durchaus auf christlicher Seite bei der Betrachtung germanisch-deutscher Geschichte steht, schrieb im Vorwort zu seiner Übersetzung der isländischen Sturlungensaga, die uns Island im zweiten Jahrhundert nach der Taufe zeigt: „Die alte Zeit kennt nur das Vig, den Totschlag des Gegners im Kampf oder Überfall. Jetzt verläuft kaum ein Fehdezug ohne das grausame Nachspiel der Hinschlachtung der gefangenen Feinde; die Rache, früher ein heroisches Mittel zur Wiederherstellung der Mannes- und Sippenehre, wird jetzt langsam im Blut des besiegten Gegners gekühlt. Auch die Verstümmelung, besonders das Abhauen von Händen und Füßen, ist eine beliebte Form der Rache und beweist ebenso wie die häufigen Raubzüge und Brandschatzungen den Niedergang der alten Kriegerethik.

Aber diese Verrohung . . . ist nur eine Teilerscheinung, und nicht einmal die schlimmste, einer allgemeinen Entartung. Diese zeigt sich am krassesten vielleicht in den Beziehungen der Geschlechter, in der eine Zügellosigkeit herrscht, die nach der vorbildlichen Zucht und Sittenreinheit, die uns die Sagas zeigen, fast unbegreiflich erscheint. Die Achtung vor der Ehe, die in der heidnischen Zeit kaum einmal verletzt wird, ist völlig geschwunden. Das Konkubinat herrscht unbeschränkt unter Laien und Geistlichen; von vielen der angesehensten Häuptlinge hören wir, daß sie uneheliche Kinder von drei, vier oder mehr Geliebten haben, die sie teils nacheinander, teils aber auch gleichzeitig unterhalten, oft genug neben der rechtmäßigen Ehefrau. Es gibt Frauen, Töchter der vornehmsten Familien, die mehreren Männern Kinder gebären, ohne mit einem verheiratet zu sein."

Baetke fährt fort: „Auch die Geistlichkeit macht, wie schon angedeutet, von dieser allgemeinen Verkommenheit keine Ausnahme; ja sie geht — wie im Italien der Renaissance — mit schlechtem Beispiel voran und trägt an der allgemeinen Verwilderung ein gerütteltes Maß von Schuld . . . Zwar die äußeren Einrichtungen der Kirche stehen in voller Geltung; man muß sich wundern, welche Achtung ihnen inmitten der allgemeinen Gesetzlosigkeit gezollt wird . . ." Der hohe Kleriker Adam von Bremen weist seinen tadelnswerten Klerus

auf die gesunde Sittlichkeit der eben erst getauften Isländer.

Hat jemand wirklich die Stirn, heute im rassenbewußt gewordenen Volk die Tatsache sittlicher Verderbnis jener Zeit als germanisches Erbe hinzustellen, statt als Folge, als zu vermutende und nachgewiesene Folge einer fremden Mission? Ob die Mission bewußt oder unbewußt diesen Schaden wagte um des größeren Gewinns am neuen Glauben, ist eine Frage anderer Art. Der Grund der Entartung und eines sittlichen Niedergangs nach der Mission ist zunächst unabhängig von dem Wert der neuen Lehre gegeben in Zeitpunkt und Methode der Mission, die enteignete, um neu zu geben, und damit die Möglichkeit haltloser Entartung schuf. Jakob Grimm (Sprach- und Volkstumsforscher, lebte 1785 bis 1863) erklärt diesen Vorgang mit den guten Worten: „Was sonst als Treue und Anhänglichkeit gepriesen wird, wurde von den Verkündigern des neuen Glaubens als Sünde und Verbrechen dargestellt und verfolgt. Ursprung und Sitz der heiligen Lehre waren für immer in ferne Gegenden entrückt, und nur eine abgeleitete, schwächere Ehre konnte auf heimatliche Stätten übertragen werden." Bereits ehe das geschah, entartete viel. Die sittliche Anfälligkeit der Rompilger oder dann der Kreuzfahrer vergegenwärtigt uns schon der Brief des Bonifatius an seinen Bruder Erzbischof von Canterbury: „Es würde eine Verringerung der Schande bedeuten, wenn die Synode und deine Principes den Frauen und Männern die Reise nach Rom und zurück in großer Gesellschaft verbieten würden, weil ein großer Teil zugrunde geht, wenige unberührt zurückkehren."

Bemerkenswert ist hier auch das, was Luitprand, Bischof von Cremona († 970), über die Päpste der nordischen Bekehrungszeit sagt. Kaiser Otto I. (912—973) empfing damals ein Schreiben des römischen Volkes unter dem achtzehnjährigen, lasterhaften Papst Johannes, in dem es heißt, daß die Frauen aller Nationen „sich scheuen, zu den Gräbern der Apostel zu wallfahrten, weil sie gehört haben, daß der Papst vor wenigen Tagen Ehefrauen, Witwen, und Jungfrauen genotzüchtigt habe".

*

Eine andere Frage ist natürlich, ob diese von keinem Ehrlichen mehr zu bestreitende Entsittlichung irgendwie im Wesen der Lehre des Evangeliums begründet lag. Hier erst kann ein Streit der Meinungen beginnen, und hier erst liegt die Gefahr vor, daß die eine Auffassung das religiöse Empfinden des anderen verletzt. Die bisherige Feststellung muß jeder Ehrliche unterschreiben, wenn er nicht die übelsten Laster fremden Herkommens oder Blutes der Natur seines eigenen Volkes und Blutes zuschreiben will; auch der katholische Volksgenosse, der genau wie der andersgläubige in der deutschen Front als Deutscher steht, kann sich der Tatsache nicht verschließen, daß das Entwurzeln der Heiden, das sie auf den Hirten- und Herdenweg nach Rom bringen sollte, geschichtlich nachweisbar eine Entsittlichung zur Folge hatte, zunächst ein Zwischenstadium. Jenes damals noch zu erwandernde Rom braucht man nicht gleichzusetzen mit dem, was heute über alles Menschliche hinaus der gläubige Katholik in Rom verehrt. Dort wurde ihm in tausend Jahren etwas zum Eigentum und zur Heiligkeit, was damals weder schon Besitz der Bekehrten noch irgendwie von den Eltern übernommenes und vertrautes Heiligtum war. Wenn deutsche Zeitungen heute schreiben, der deutsche Katholik lasse sich „durch keine Macht der Welt von Rom trennen", denn der nach Rom kommende Deutsche „komme nicht in die Fremde, sondern in seine Heimat", so hat auch diese Einstellung keinen Grund, die Tatsache zu verkennen, daß damals der Deutsche erst einmal auf Kosten seiner gesamten bisherigen Sitten- und Glaubensbindung nach einem fremden Rom ausgewandert ist. Und dieses Rom war nach dem Sittlichkeits- und Moralgefühl aller Germanen damals und aller Deutschen heute eine Stätte der Unsittlichkeit. Deshalb wuchs an der Bekehrung zu diesem Rom notwendig die germanische Unsittlichkeit und die Erlösungsbedürftigkeit der immer mehr in Sündenschuld verstrickten Seelen. Und es ist dann erst eine zweite Frage, wieweit die edlen und unedlen Diener der Kirchen die von der Lehre geforderte religiöse und sittliche Erneuerung vorwärtsgetragen haben, und wieweit das Neue darin dem germanischen Wesen zum Heil oder Unheil ausgeschlagen ist.

Wir brauchen nicht zu leugnen, daß die guten Kräfte in der Kirche nach jener Entsittlichung sich fruchtbar bemüht haben um neue christlich-deutsche Sittlichkeit, aber wir vergessen darüber nicht die Tatsache, daß sowohl germanisches als fremdes Blut mitwirkte an dieser Sittlichkeit, daß einerseits also, wie der Theologe Reinhold Seeberg betonte, z. B. „die germanische Schätzung der Frau . . . eine Vertiefung der Sittlichkeit des Ehelebens" auch in christlicher Zeit „hervorgebracht hat", daß aber andererseits sich nach demselben Theologen und vielen anderen „das Christentum in seiner Auffassung der Ehe und des Geschlechtslebens im ganzen dem Judentum angeschlossen hat" (Luther-Jahrbuch 1925, 79/80). Und wir stellen immer wieder in unserer Geschichte die heute leidenschaftlich zu verfechtende Tatsache fest, daß es zwischen jüdischem und germanischem Sittengesetz einen unüberbrückbaren Abgrund gibt.

Die Saga Islands, die sicherste Quelle zur Erkenntnis germanischen Menschentums am Vorabend der Mission, zeichnet uns lebensnah und echt Hunderte von germanischen Frauengestalten, deren keine eine käufliche Sache ist, und Hunderte von einfachen und bedeutenden Männern, deren keiner die Frau für eine Sache nahm. Die Saga läßt uns in hundert Ehen hineinsehen, Licht und Schatten darin erkennen und immer den uralt ererbten Sinn germanischer Ehegenossenschaft, wie ihn schon der Römer Tacitus schildert, im Grunde wahrnehmen, gerade auch in den ehrlich und keusch berichteten Fällen gestörten Ehefriedens. Aber ein Lateiner schrieb nach dem Hörensagen nieder, daß die Schweden je zwei und drei Frauen hatten und die Vornehmen noch viel mehr. Und dieser Beleg „bewies" die nordgermanische Vielweiberei und enthob die Theoretiker der Mühe, die Augen wirklich in das germanische Leben hinüberschweifen zu lassen. Dessen Bild war immer sichtbar, von den Frauen der Saga und Edda zurück bis zu den Frauen in Deutschland um Christi Geburt, die nach Tacitus an Wuchs und Haltung den Männern gleich, Genossen im Frieden und Krieg, tapfer für Kind und Ehre einstehen und die Römer, selbst wenn er sie als Gefangene im Steinbild zu gestalten suchte, als aufrechte Menschen eigener Ehre und Verantwortung sah. (Siehe Bildseite 1 dieses Heftes: „Thusnelda" — Schriftleitung.)

Über die nordischen Quellen weht freiere Luft als im Süden. Kein Vorurteil, diktiert von altrömischer Dekadenz oder missionarischer Heidenverachtung trübt hier den Blick.

Man fand am Oslofjord vor zwei Jahrzehnten das Grab einer Königin; Asa, (siehe Schulungsbrief 8/1936, Seite 284/285. Schriftltg.) die Großmutter des ersten gewaltsamen Einigers Norwegens, Harald Schönhaars, scheint hier bestattet zu sein. Wagen, Pferde, Schlitten, Truhen, Waffen, Gerät, auf einem prächtigen Schiff in einem Hügel beigesetzt. Diese Frau muß ihrem Volke viel bedeutet haben, soviel wie die Veleda, die in Germanien achthundert Jahre zuvor den Römern gegenüberstand, wie die Thyra Danebot, von der die dänischen Runensteine erzählen, wie die Gambara, die mit ihren zwei Söhnen die Winiler führte, wie die Thorgerd Hölgabrud, die noch um das Jahr 1000 den mächtigen Herzögen von Lade in Norwegen als göttlich verehrte Ahnfrau in der Seeschlacht hilft, wie die „tiefkluge" Aud, die auf Island sich Land nahm und Stammutter mächtiger Sippen wurde. Die starken männlichen Persönlichkeiten neben ihnen wie die hohe Kraft der männlichen Gefolgschaftsethik bewahren uns freilich vor dem törichten Fehlschluß, in diesen Gestalten „Belege" für Mutterrecht und Frauenherrschaft zu sehen. Sie zeigen nichts als die Tatsache, mit der alle Kunde vom germanischen Menschen und von germanischer Sittlichkeit beginnt: Daß der weibliche germanische Mensch frei und groß neben dem männlichen stehen konnte, und daß seine Freiheit zu Fahrt und Tat und persönlicher Entfaltung abhing von der Tiefe seiner Verbundenheit im Lebensgrunde seiner Gemeinschaft. Beiden Geschlechtern eignet dort jene Freiheit, die nicht dem entwurzelten Egoismus die Umwelt zum Raube verspricht, sondern der tiefsten Bindung die reichste Entfaltung gönnt. Die Nomadenfreiheit des Liberalismus hat den einzelnen nach seiner Raubtiertüchtigkeit bewertet, nach dem Maße seines Entwachsenseins aus Familie und Volk, aus Erbe und Natur; die „Pilgerfreiheit" des Mittelalters maß den Menschen an seiner Selbstentäußerung, an seiner irdischen Heimatlosigkeit zugunsten der himmlischen Macht; die germanische Freiheit verglich den Menschen mit einem wachsenden Baum und stellte Bindung und Freiheit der ganzen Welt unter dieses Symbol.

Von hier aus wächst die

Ebenbürtigkeit der Geschlechter

ins Leben, von gleicher Herkunft und Bindung zu ebenbürtiger Freiheit, aber nicht zu liberalistischer „Gleichberechtigung" und Unterschiedslosigkeit. Es gibt Göttinnen neben Göttern, Seherinnen neben Sehern, es gibt Ärztinnen und sogar weibliche Tempelverwalter und Krieger. Die natürliche Arbeitsteilung stellt das männliche Geschlecht mehr an die Außengrenze des Lebensreiches (z. B. im Rechtsleben und im Staatlichen), das weibliche wendet sich mehr nach innen. Aber beiden bleibt grundsätzlich die gleiche elternrechtliche Bindung an Herd und Altar, an Haus und Kinder und Ahnendienst, wie die gleiche Freiheit des Blickes in die Welt der Tat. Man mag die sicher vorhandenen Schattenseiten des altgermanischen Lebens nicht übersehen und gewiß sich hüten, jene alten Verhältnisse unserer Zeit zum Vorbild hinzustellen. Aber eine glückliche und unserer Art vorbildliche Lösung der Geschlechterfrage muß dort gefunden worden sein, wo Einehe und Kinderreichtum so unmittelbar neben der Anerkennung weiblicher Persönlichkeit, weiblicher Menschenwürde und weiblicher Leistung, Selbstverantwortlichkeit und Tapferkeit stehen. Island und sein Mutterland, Skandinavien, „der große Völkerschoß Europas", hat auch die Dichter geboren, die als einzige in der Welt die Frauen in der „Heldendichtung" neben die Männer stellten.

Es kann hier nicht auf die vielen Einzelfragen eingegangen werden, die z. T. noch umstritten sind. Es soll auch nur angedeutet werden, daß in der

heidnischen Welt infolge einer grundsätzlich anderen rassebewußten Einstellung zum Kind und zum Erbe sich besondere Fälle von Doppelehe oder sukzessiver Mehrehe (Ariovist) oder von Kindesaussetzung (Erbtüchtigkeitsprobe u. a.) zeigen; heidnische Wertungen, die wir dann unter dem Zeichen der Sündenlehre umgewertet sehen.

Lediglich aber erst die Bekehrungszeit gibt uns einen tatsächlichen Abstieg der Frauengeltung und damit der Sittlichkeit.

Es liegt nun nahe, diesen Abstieg an Hand der gesamten Bekehrungsgeschichten von germanistischer und kirchengeschichtlicher Seite genau zu untersuchen und ihn als Ablauf zu verstehen und darzustellen. Solange diese fruchtbare Zusammenarbeit noch verhindert wird, wird meist durch Herausgreifen gewisser Einzelzüge der Zustand diesseits und jenseits der Taufe verglichen. Dabei ergibt sich die Gefahr, daß man ungerecht verfährt. Man kann nicht die Gemeinheit eines mittelalterlichen Schriftstellers mit irgendeinem schönen Edda-Spruch vergleichen oder eine heidnische Gemeinheit gegen eine edle Äußerung eines Ekkehart stellen.

Ich glaube, daß hier leicht auf beiden Seiten gesündigt wird. Jedenfalls aber ist zu betonen, daß unsere germanischen Quellen schon lange, ehe es ein nationalsozialistisches Deutschland oder gar eine „deutsche Glaubensbewegung" und eine „nichtchristliche" Besinnung auf das Blut gab, mißbraucht worden sind durch konfessionelles Herausgreifen häßlicher Einfälle, um sie als typisch germanisch gegen eine edle christliche Äußerung zu stellen. Die Tatsache irgendeiner vielleicht nicht verstandenen Gemeinheit in heidnischer Welt besagt nichts, denn immer gab es Edle und Neidinge. Entscheidend ist die Rolle, die ein Verbrechen oder ein Laster im ganzen spielt, und die Abwehr, die sittlich und religiös gegen ein Verbrechen aufgeboten wird.

„Und die Behandlung der Frau?" fragt Johannes Witte die Saga. „Man prügelte sie oft genug und tat ihr viel Ungutes an." Er wirft Germanisten entrüstet vor, daß sie das „nicht sagen". In der Tat verzeichnet die Saga bei tausend Ehen etwa fünf eheherrliche Ohrfeigen, die jedesmal als schwere Ehrenkränkung von der germanischen Frau empfunden und mit Scheidung, Groll oder sogar Rache beantwortet werden. Man sei so ehrlich, statt des Hinweises auf diese Ohrfeigen die Geschichte des Züchtigungsrechtes des Ehemannes in christlicher Zeit zu verfolgen. Die Prügelstrafe bei den Nonnen mag hier nur gestreift werden. Im 13. Jahrhundert, im jütischen Gesetz, von einem Bischof verfaßt, hat der Mann das Züchtigungsrecht. Im Nibelungenlied der gleichen Zeit wird Kriemhild von Siegfried geschlagen, und sie erzählt es ohne jene Ehrgefühlreaktion der Sagafrauen des 10. Jahrhunderts. (Man vergleiche ihre Entsprechung in der Edda.) In einem mittelalterlichen Weistum, was man ernsthaft als Erinnerung an germanische Roheit aufgegriffen hat, heißt es, „daß der Mann die Frau von oben bis unten aufschneiden und in ihrem Blute waten dürfe", nur darf er sie nicht töten. In einem mittelalterlichen Lehrbüchlein (Große) rät man dem Ehemann: „Straf sie mit einer Gerten als ein Kind." Lessings Vater erlaubte noch in seiner Schrift „Ernste und nötige Vorstellung von bitteren und grimmigen Ehemännern" eine „mäßige Züchtigung" und wandte sich nur gegen „henkermäßige Leibesstrafe". Auf der Schwankbühne des Mittelalters gehört das Prügeln der widerspenstigen Ehefrau (genau wie das Ertappen ehebrecherischer Pfaffen dem Leben nachgezeichnet) zu den Hauptspäßen. Es ist in der Tat unehrlich, bei solcher Lage der Dinge das Schlagrecht des Gatten als eine alte germanische, dann von der Kirche langsam behobene Barbarei hinzustellen. (Das Prügeln auch als Kinder- und Männerstrafe wird übrigens alttestamentlich oft begründet.)

Ähnlich ist es mit allen solchen Erscheinungen, etwa mit dem Ehebruch oder dem Verlassen der Frau. Darf man nach einem unter hundert Sagabeispielen einen Schluß ziehen auf „germanische" Treulosigkeit? Wie wäre es, wenn wir uns angewöhnten, jedesmal bei solchem Vergreifen an dem Ganzen der germanischen Überlieferung etwa damit zu antworten, ein Synodalverbot als Beweis für „christliche Sitte" zu verallgemeinern? Etwa die Synode zu Ilerda (524): „Geistliche, welche die in Unzucht erzeugten Kinder nach der Geburt gemordet oder im Mutterleib durch Giftgetränke umgebracht haben, sollen ihr Amt für immer verlieren und nach ausgestandener Buße nur unter die Sänger aufgenommen werden." Oder Konzil zu Metz (753): „Wenn Geistliche Unzucht treiben mit Nonnen, Müttern, Schwestern usw., sollen die in den höheren Weihen befindlichen abgesetzt, die in den niederen durchgeprügelt werden." Oder der Brief Papst Haderians an Karl (791), nach dem der zu weihende Bischof in Rom außer seinem Glauben noch gefragt wurde, ob er Knabenschande getrieben, mit einem Vieh sich vermischt, eine Nonne oder eine Witwe mißbraucht habe.

Ich stelle fest: Wir könnten mit besserem Recht hier von einer „christlichen Sitte" der Kinderabtreibung oder der Blutschande reden als die Gegenseite auf Grund eines Sagabeispieles oder eines fränkischen Paragraphen von der „germanischen Sitte des Hexenauffressens" oder vom Rechte des germanischen Mannes, seine Frau zu verkaufen, sprechen kann. Mit solcher Methode kommen wir nicht weiter. Eher könnte man wohl einmal bezüglich der Frauengeltung das jeweils Edelste und Unedelste unter den Äußerungen christ-

licher und heidnischer Zeit miteinander vergleichen und dann nach der Fortwirkung dieser Aussprüche fragen.

Oft und gern wird eine späte Eddastrophe angeführt, um die germanische Frauengeltung zu entwerten: „Mädchens Reden soll der Mann nicht trauen noch der Weiber Wort. Denn gleich rollendem Rad ward bereitet ihr Herz und Untreue eingepflanzt." Das ist ungefähr das Schlechteste in der Edda, im übrigen in krassem Widerspruch zu allem, was wir von Tacitus bis zur Saga von dem Beachten weiblichen Rates wissen. Jederzeit konnte ein Mann zu solcher Skepsis kommen. So steht sie in einem späteren Teil der Edda. Will man damit operieren gegen eine unbefangene Erkenntnis des germanisch-deutschen Wandels in der Frauengeltung, so müssen wir niedrige Äußerungen der Kirche anführen, um das „Gleichgewicht" wieder herzustellen. Es ist nicht nur jenes vielverwandte „Mulier non homo" (Das Weib ist kein Mensch), das uns nicht deshalb so wichtig ist, weil mal ein Bischof diese Frage vor ein Konzil brachte, ob das Weib Mensch heißen könne (man hat eine „Entschuldigung" sprachlicher Art gefunden), sondern weil es weitergewirkt hat in der Praxis und Literatur. Lessings „junger Gelehrter" hat es kaum aus germanischem Erberinnern; der Bischof auf der Synode von Marcon (585), der meinte, das Weib könne nicht Mensch (homo) genannt werden, hat auf alle Fälle mehr „verraten" als „ein feines sprachliches Empfinden" („Der Katholik", 10. 6. 1934); seine Behauptung begegnet uns bei Kirchenfürsten und Scholastikern, religiös begründet, und das Reden von Menschen und Weibern ist begründet in offiziell ausgebildeten und oft wiederholten Lehren von der Minderwertigkeit der Frau.

Vincent von Beauvais stellt aus alten Texten von Kirchenvätern die Weiber als die verworfensten und gefährlichsten Geschöpfe dar, deren Umgang man um seines Heiles willen fliehen muß. Das Weib ist „süßes Gift, Satansfackel, ansteckende Pest, Fallstrick des Teufels, Pforte des Teufels, Weg zur Hölle" usw. Im Kampf um Zölibat und Aszese mußte notwendig der „Nachweis" immer stärker gebracht werden, daß die Frau minderwertig ist. Auch die großen Theologen, alle haben sich hier beugen müssen. Sie wird Mensch zweiter Ordnung „Mutter der Sünde", Werkzeug des Teufels und fast schlechthin das „böse Prinzip". Das ganze Volk hat, verhetzt oder empört, teilgenommen an jenen Kämpfen, in deren Verlauf Abertausende von Klerikerfrauen und dann Klerikerkonkubinen auf die Straßen getrieben, Millionen von Klerikerkindern als „Sklaven" der Kirche verkauft oder auch heimlich umgebracht worden sind. Man lese die Berichte! Und man erwäge, was ein Volk, dessen ganze Bildung und Seelenführung in den Händen der Geistlichkeit lag, hierdurch für einen sittlichen Schaden haben mußte. Der Angelsachse Caedom hat den Bekehrten an Adam und Eva eindringlichst gezeigt, wie nach Begnadigung aller endlich auch

Eva, Urheberin aller Sünde,

durch besonderes Gesuch Gnade empfängt. Dies Bild der ersten Mutter ist zur Schändung aller deutschen Mutterschaft geworden, und die „Evatöchter" haben es gebüßt, daß ihre Männer diesem Klerus folgten, der seine Frauen verstoßen mußte und dem der zürnende Damian seine rasende und unsittliche Strafpredigt gehalten hat. Darin heißt es z. B.: „Indes rede ich auch euch an, ihr Schätzchen der Kleriker, ihr Lockspeisen des Satans, ihr Auswurf des Paradieses, ihr Gift der Geister, Schwert der Seelen, Wolfsmilch, Quelle der Sünde, Anlaß des Verderbens. Euch, sage ich, rede ich an, ihr Lusthäuser des alten Feindes, ihr Wiedehopfe, Eulen, Nachtkäuze, Wölfinnen, Blutegel. Kommt und hört mich, ihr Metzen, Buhlerinnen, Lustdirnen, ihr Mistpfützen fetter Schweine, ihr Ruhepolster unreiner Geister, ihr Nymphen, Sirenen, Hexen, Dianen und was es sonst Scheusalsnamen geben mag, die ich euch beilegen möchte." „Ihr seid die Gefäße des Grimms und des Zornes Gottes, aufbewahrt auf den Tag des Gerichts. Ihr seid wütendes Ottergezücht, die ihr vor Wollustbrunst Christum, der das Haupt der Kleriker ist, in euren Buhlern ermordet."

Auf einer Synode zu Tyrnau 1611 heißt es noch in dieser Unschuld eines Kindermärchens: „Von den Kleidern kommt die Motte und von den Weibern die Gottlosigkeit des Mannes. Alle Bosheit ist klein gegen die Bosheit des Weibes. Ein Jagdfallstrick ist das Weib, ein Netz sein Herz und seine Hände Fesseln."

Werfen wir noch vergleichend einen Blick auf

die Geltung der Ehe,

die bei den Germanen nach Neckel „Form und Norm der Liebe" war. Wir sehen gute und schlechte Ehen, Hochzeiten und Scheidungen, wir sehen von Tacitus bis zum letzten heidnischen Nordgermanen die Monogamie so gut wie ihre schon bei Tacitus erklärten Ausnahmen. Vor allem aber sehen wir eine selbstverständliche Bejahung der Ehe und des Kindes, die Beteiligung zweier Sippen und damit auch deren religiöser Kraftquellen an der Eheschließung, eine gesunde Ehewahl, bei der nur selten (nicht häufiger als später) das Mädchen ungefragt vergeben wird (was meist zur Unglücksehe ausschlägt in der Saga). Wir sehen eine hohe Achtung vor der Mutter, und — ohne Verachtung der Un-

verheirateten, die oft wichtige Berufe fand (Seherin, Ärztin) —, doch sicher niemals auf Kosten der Volksmütter eine Bevorzugung der dauernden Jungfräulichkeit. Und immer steht so die Ehe für beide Geschlechter und für alle „Stände" in ihrer natürlichen Heiligkeit, von der auch die Volksrechte noch manches sagen, und die sich im Kult nicht verleugnet hat.

Und wie ist es dann im Mittelalter um diese Geltung bestellt? Kann uns der Hinweis, daß die Kirche das Sakrament der Ehe und die Trauung (spät) als neue Heiligung des Ehestandes schuf, darüber hinwegtäuschen, daß eine grundandere und durchaus geringere Bewertung der Ehe und Elternschaft zugunsten der Jungfräulichkeit sich von oben her im Volke ausbreitet? Blicken wir in die Schriften der Kirchenväter und in die Kampfschriften um das Priesterzölibat. Luther ward im 16. Jahrhundert wegen seiner Heirat haßvoll mit Muhamed verglichen! Das Trienter Konzil entscheidet 1562: „Wenn jemand behauptet, der Ehestand sei vorzuziehen dem jungfräulichen Stande, und der Ehelosigkeit, und es sei nicht besser und heiliger in der Ehelosigkeit zu leben, als sich zu verehelichen, so sei er verflucht." Aber der päpstliche Nuntius, Erzbischof Joh. de La Casa, schreibt ein Gedicht zum Lobe der Knabenliebe! Wenn Nachfolger Luthers oder katholische deutsche Seelsorger meinen, daß so etwas die germanische Ehemoral durchsittigen kann, so haben sie die Pflicht, den römisch-deutschen Kampf um die Ehe und das verwirrende Echo dieses Kampfes im Volk noch einmal zu studieren.

Ist es richtig, daß man die geistlichen Stimmen, die gegen die Lehre der Kirchenväter für die Achtung der Ehe eintreten (oft aus deutschem Gewissen), als Beweis für die Eheachtung der Kirche nimmt? Der Kampf muß als Ganzes gesehen werden mit seinen hunderttausend erschütternden Tragödien, mit dem Verjagen der Pfarrersfrauen durch Mönche und abergläubisches Volk, mit dem Schwindel und dem Jammer der angeblich keuschen „Jungfrauen" (subintroductae), die zur Tugendprobe bei Priestern wohnten, mit dem Elend der Konkubinen und Priesterkinder, die ihre Eltern verleugnen müssen, und endlich mit dem ehebrecherischen Pfaffen im Volkswitz.

„Die ehelose Tochter", sagt der Kirchenvater Augustin, „wird im Himmel eine weit höhere Stufe einnehmen als ihre verehelichte Mutter. Ihr Verhältnis wird zueinander sein, wie das eines leuchtenden Sternes und eines finsteren." Nach Zeno von Verona war es „der größte Ruhm der christlichen Tugend, die Natur mit Füßen zu treten", und das wurde dann als Gotteswerk auf Kosten von Volk und Rasse versucht. Ambrosius, der, genau wie Augustin und Hieronymus, sehr wohl vertraut mit allen Verfeinerungen dekadenter Erotik (er zeichnet die Kirche als nackte, reizende Braut Christi), er ruft die Jungfrauen auf, sich dem ehelosen Stande auch wider Willen ihrer Eltern zu widmen, und die Ehrfurcht gegen die Eltern zu überwinden (de Virginibus c. 11). Es ließen sich noch ärgere Belege anführen, aber wir verlangen nur, daß man uns nicht weiter die ungeheure Zentralstellung dieser Lehren als eine Gelegenheitsäußerung „x-beliebiger Geistlicher" hinstellt, und wir verlangen, daß man im Dienste der Wahrheit feststellt, wie sich diese Lehren in der Praxis ausgewirkt haben bis zum Hinmorden von Müttern und kleinen Mädchen wegen Teufelsbuhlschaft. Wir verlangen, daß diese Arbeit geleistet wird ohne die mit Feigheit zu erklärende Ausrede, „germanisches Erbe" habe den Hexenwahn und Hexenmord und ebenso alle Laster des Mittelalters und der Neuzeit möglich gemacht oder gar verschuldet. Wir verlangen, daß man sittliche Schäden unseres Volkes unbefangen daraufhin ansieht, ob sie Folge sein können dieser dem germanischen Sittlichkeits- und Moralgefühl kraß widersprechenden Lehren, und wir warten auf den Tag, wo so viel Sauberkeit und Ehrlichkeit in allen Deutschen ist, daß sie ohne Rücksicht auf ihre Liebe zu einer Jesusgestalt oder Kirche auch der geschichtlichen Wahrheit die Ehre geben.

Hier aber kommt die Entscheidung dazu, daß wir von der deutschen Volkskunde aus diese Frage mit klären helfen müssen (vgl. meine Aufsätze: Frau, Ehe, Kind, Schwangerschaft usw. im Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens).

Die Jahreszahlen und Niederlagen der Päpste und Kaiser sind uns heute nicht mehr so wichtig wie die Veränderungen im Leben des Volkes selbst, und wir fragen heute mehr nach dem Geisteszustand und Lebensgefühl mittelalterlicher Bauern als nach den Schriften aller ihrer Kardinäle. Wir wollen ins Volk hineinsehen, auch in der Geschichte, und da hilft die Volkskunde uns erkennen, wie sich Sittlichkeit und Frauengeltung unter jenen oben genannten Lehren gewandelt haben oder wie sich germanische Sittlichkeit fremden Einflüssen gegenüber kämpfend gesund erhielt. Aus den Tiefen dieses Volkslebens kam weder die päpstliche Hexenbulle noch die Wut des Damiani oder sonst eine Bannung und Herabsetzung der Frauen. Aber viele schöne, auch christliche Worte der Volksprediger und der Dichter haben zu allen Zeiten gekämpft für deutsche Sittlichkeit und dabei aus dem Grunde des eigenartig deutschen, germanisch bestimmten Lebens geschöpft.

zum 16. März 1935

Soldatentum

Aus dem Tagebuch eines Ersatzreservisten

Kompanie gleich Volk

Es gibt keinen besseren Querschnitt durch unser Volk als eine Kompanie Soldaten. Besonders dann, wenn es sich dabei um verschiedene Jahrgänge handelt. Gewiß, es sind nur Männer, und Volk will naturgemäß aus beiden Geschlechtern verstanden werden; aber in der Freimut und dem engen Zusammenleben der soldatischen Kameradschaft sind auch die Frauen sehr bald zu erkennen, die für den Mann irgendwie von besonderer Bedeutung waren.

Der Ausbilder

Die Systemzeit und ihr verlogener Ungeist ließ im preußisch-deutschen Unteroffizier den Inbegriff aller Barbarei des Jahrhunderts personifiziert sein. Nicht minder hat aber auch schon im Bismarckreich der schwarzweißrosarote Intellektpatriotismus „besserer Leute" dieses Rückgrat der Armee in unverantwortlicher Instinktvertrocknung zu entwerten versucht. Alle Feinde eines starken Reiches haben diese schwere Fehlbeurteilung weidlich ausgenutzt und in Wort, Schrift und Bild „volkstümlich" gemacht. Kein Wunder also, daß heute der eben erst eingetretene „Schlipsträger" diesem gefürchteten Wesen meist äußerst mißtrauisch und voreingenommen entgegenkommt. Aber die betreßten täglichen Mittelpunkte des kleinen Ausbildungsdienstes sind viel zu gesund, um sich hierdurch irgendwie beeindrucken zu lassen. Im Gegenteil, sie sind von der ersten Stunde ihres Wirkens an sichtlich bemüht, sich noch viel furchtbarer erscheinen zu lassen, als obiger Ruf sie dem nach dem Kriege Herangewachsenen ohnehin zu sein scheinen ließ. Und doch sind sie in ihrem herrlichen menschlichen Kern so unendlich viel mehr als sie scheinen. Sie haben ihren Wert in gleich hohem Maße für unser Volk im Heere, wie nach ihrer Militärzeit im öffentlichen Dienst und in der Familie. Von ihren Männern können sie sich selbst am Sonntag nicht den ganzen Tag trennen, sondern finden sich auch ohne Dienst fast regelmäßig, oft auf Stunden, in den Mannschaftsstuben ein. Unstillbar ist ihr Lesebedürfnis und groß ihre Dankbarkeit für jede Verschönerung der spartanisch einfachen Unterkunftsräume.

Der Offizier

Ich glaube, es war vor 1933 eine unserer größten stillen Sorgen, ob es gelänge, die nationalsozialistische Erhebung noch zu einer Zeit zum Sieg zu führen, wo es möglich sein würde, die Erfahrungen aus dem Krieg der tausend Siege noch unmittelbar vom Teilnehmer in den Grundstock der neuen Armee einzupflanzen. Gewiß war die Reichswehr der denkbar höchste Ausdruck dieser Fronterfahrung, doch konnte es wohl nicht gleichgültig sein, ob lediglich die unter diesen hunderttausend Mann tätige Anzahl Frontoffiziere ihre Erfahrung weitergab, oder ob ein weitaus höherer Anteil unmittelbarer Kampf- und Kriegserfahrung der neuen Armee als unermeßliche Wertsteigerung zugute kommen würde.

So ist es heute für den Nationalsozialisten in der Truppe ein besonders beglückendes Gefühl, wenn der Unterricht und die Ausbildung immer wieder unter dem Zeichen des Verwundetenabzeichens oder „EKs." eines alten Frontoffiziers steht, dem der

Soldatenberuf mehr ist als alle Vorteile eines weitaus bequemeren Zivildaseins. Das schafft ganz besondere Beziehungen zwischen Mann und Offizier. Die Anrede „Kameraden" wird aus dem Munde eines solchen Führers als besondere Auszeichnung empfunden und wenn auch ohne Worte, so doch im stillen ebenso dankbar anerkannt, wie etwa die beiläufige Bemerkung des grauhaarigen Bataillonskommandeurs „In meiner Kompanie ist Hermann Löns gefallen...!" Solche Erlebnisse geben dem Soldaten für alle Zeit das erhebende Bewußtsein, Träger höchster Tradition geworden zu sein.

Die Ausbildung

Es gibt Minuten, da möchte man verzweifeln; Unmöglich erscheint, was dem schweißgebadeten armen Rekruten da zugemutet wird, etwa unter der Gasmaske das LMG. in Stellung bringen oder ähnliches... „Wer hat Ihnen befohlen, langsamer zu machen? Das Tempo bestimme ich!... Oder wollen der Herr Rekrut mit höchsteigener Schlappheit die Kompanie blamieren, daß sogar die Sonne Ihre krumme Gestalt nicht mehr sehen will? Nochmal zurück, marsch, marsch...!" Und dann preßt du mit unerschütterlicher Regelmäßigkeit das bekannte eindeutige und zweisilbige Stoßgebet aller Landser durch die Zähne, bekommst neue Kraft, ohne zu wissen woher und — machst weiter.

So gelingt schier Übermenschliches immer wieder. Dem Manne gibt das täglich erneut Durchgehaltenhaben viel Stolz und ein Selbstbewußtsein, welches alle anderen Gefühle so restlos beherrscht, daß schließlich gerade aus den schwersten Stunden nur noch dieses freudige Empfinden im Gedächtnis bleibt. Wieder einmal ist dann neu gewonnen worden die alte Soldatenweisheit, daß die guten Stunden die Erinnerung beherrschen. Am Ende der unheimlich schnell vergangenen Ausbildungszeit steht schließlich eine offene Wehmut. Gern möchte man länger dabeibleiben, denn jetzt erst ist das anfangs so schwere Gewehr 98 leicht und griffig geworden und der Laufwechsel am LMG. 13 wurde in ungeahnter Behendigkeit und Präzision mit drei Dutzend Handgriffen von Minuten auf Zeiten unter 40 Sekunden gebracht. Die Glieder sind so angenehm beweglich, und der Körper so gängig wie nie zuvor. Und so schnell auch die Wochen dahingingen, es blieb Zeit genug, um zu erkennen, daß die Werte des rücksichtslos Drangenommenwerdens ihren tiefen Sinn keineswegs nur für einen später vielleicht unvermeidlichen „Ernstfall" haben, sondern, daß der harte Soldatendienst unmittelbare charakterliche Werte von gar nicht abschätzbarem Segen vermittelt.

Beherrschung des Materiellen

Die Beherrschung des Materiellen ist das positive Geheimnis aller Unbequemlichkeiten, die der soldatische Dienst mit sich bringt. Das fängt schon bei der Formalausbildung an mit der wenig hoffnungsvollen Belehrung, daß man zunächst nichts könne, aber auch gar nichts von dem, was „zum ersten Menschen" gehöre, weder stehen noch gehen, noch laufen, oder gar sich richtig hinlegen. Und wenn du nach schier schrecklich langem geduldigen Üben schließlich glaubst, du könntest das Verlangte, dann schlägt die höchst eindeutige Belehrung, daß man „soeben die allerersten Anfangsgründe zu ahnen scheine", jedes Selbstbewußtsein nieder, das sich nur aus der eigenen Bequemlichkeit kommend, zu schnell hervorwagte. Schließlich ergibst du dich demütig dem Verzicht auf die eigene Ansicht und um so vorbehaltloser dem Befehl des Ausbilders...

Diese bedeutsame Wandlung, dem Intellekt gewißlich eine „bedauerliche Würdelosigkeit" hat zur Folge, daß nun jeder neue Befehl schon von vornherein mit einer ganz anderen Bereitschaft aufgenommen wird, als das bei den ersten nur mit innerem Widerstreben aufgenommenen „Zumutungen" der Fall war. So könnte der Frontsoldatenerkenntnis „Wir mußten den Krieg verlieren, um die Nation zu gewinnen"! die Rekrutenerkenntnis zur Seite gestellt werden: Wir müssen unser Ich verlieren, um die soldatische Persönlichkeit zu gewinnen. Soldatische Persönlichkeit aber heißt kämpferische Persönlichkeit und Zurücksetzung des Ich ist Sozialismus. So wird das Heer die Schule des Volkes. —

Inzwischen hat man so nicht nur die äußeren Unterschiede zwischen ziviler und soldatischer Körperhaltung zu erkennen gelernt, sondern man fühlt nun auch als ganz bescheidener Anfänger schon, daß es doch ein ganz anderes Lebensgefühl vermittelt, wenn auch die letzte Bewegung, die kleinste Körperänderung und jede An- oder Ausspannung total beherrscht und bewußt geleitet wird. Wer hat sich je zuvor so selbst in der Hand gehabt, wie hier, wo der Ausbilder uns in seiner Hand hat? Wann hätte man sonst die Umwelt und ihre jeweiligen Verhältnisse so bewußt beherrscht, wie hier in den Stunden, wo sie mit allen ihren Beschwerlichkeiten an uns hängt? Wenn diesen Beschwerlichkeiten der Umwelt noch das Schwergewicht des menschlichen Innern zu Hilfe kam, wenn der innere Schweinehund sich deutlicher meldete, als er uns je zuvor im zivilen Leben erkennbar war, dann hat der junge Soldat mitten im Frieden plötzlich soviel Feinde und Gegner vor sich, daß ihn deren Überwindung

mit Berechtigung stolz und selbstbewußt macht. Ja, früher im Zivilleben, besonders in größeren Städten, wurde

der innere Schweinehund

nicht mehr als solcher und somit gefährlicher Feind des Charakters erkannt, sondern im Gegenteil nur allzuoft geradezu als eine Stimme der Vernunft und der höheren Einsicht aufgenommen. Eine solche Verkennung des Tatsächlichen ist dann die gefährliche Ursache dafür, daß wir nur allzuleicht der erschlaffenden Bequemlichkeit jedes Zugeständnis machen. Hier aber im ehernen Drill des zum historischen Begriff gewordenen preußischen formalen Ausbildungsvorganges erkennt der Rekrut den inneren Schweinehund von Woche zu Woche klarer als einen realen Begriff des menschlichen Charakters. So darf es wohl als die Erziehung zur ersten und nicht unwichtigsten Fortbildungsstufe vom zivilen zum soldatischen Menschen bezeichnet werden, wenn der einzelne Mann selbständig und auf eigene Veranlassung den tausendmal wieder notwendigen Entschluß faßt, diesen seinen inneren Schweinehund als persönlichen Feind anzunehmen, ihn ernsthaft zu bekämpfen und rücksichtslos zu schlagen, wo immer er sich in bekannter Hartnäckigkeit bemerkbar macht. Gewiß klingt es recht verführerisch, wenn da eine innere Stimme ruft „Wozu mußt du hier nun bloß zu Übungszwecken die ganze Front in den Boden der nassen Tongrube werfen?... oder: Warum im schwierigsten Gelände auch noch die Gasmaske?... Weshalb den doch auch nicht billigen Exerzieranzug im Sprung durch die Dornenhecke fast noch mehr als die eigene Haut zerreißen müssen, wenn nur zwanzig Schritte weiter links ein bequemer Durchgang lockt?... Kann in solchen und ähnlichen Lagen nicht „vernünftiger" gehandelt werden?... Im Ernstfalle machst du das alles doch sowieso, aber hier im tiefsten Frieden ist es doch Unsinn und Quälerei..."

Wenn der Rekrut nun langsam beginnt, zum Soldaten zu werden, dann erkennt er die Verlogenheit dieser ach so klug scheinenden Stimme; der logische Flitter aller ihrer verführerischen intellektuellen Argumente wird durchschaut.

Mit diesem Erkennen beginnt das Hartwerden. Nun kann die „volle Deckung" noch so morastig sein, die Ausrüstung noch so unbequem werden und das „sprungweise Vorarbeiten" auf noch so steinigem Boden oder frostharten Ackerschollen Blut aus den Hautrissen und Schweißrinnsale aus dem Helmleder hervortreiben, ein ganz neuer Wille beherrscht den Körper. Und beide, der entschlossene Geist und der harte Körper beherrschen in kraftvoller Einheit, wie sie eben nur der vielgeschmähte Drill vermitteln kann, die tote Materie um uns. Nun sind wir ihrer wirklich Herr, wir begreifen den letzten Sinn des alten Lehrsatzes „Frischer Dreck ziert den Soldaten!"

Der Mut, alle Zufälligkeiten des Tages zu überwinden, unterscheidet den Soldaten von dem Rekruten; für den Soldaten ist entscheidend, daß nicht erst irgendein „Feind im Ernstfalle" sein Handeln leitet, sondern der Wille, den unmittelbar vorhandenen, jederzeit gegebenen Feind, das Gesetz der Trägheit, zu besiegen.

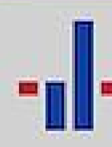
Soldat sein, heißt den heimlichen Feind im eigenen Charakter, den wir alle in uns haben, jeden Tag aufs neue niederzuwerfen. Dieser soldatische Trotz gegen sich selbst ist aller Beschwernisse herrischer Meister.

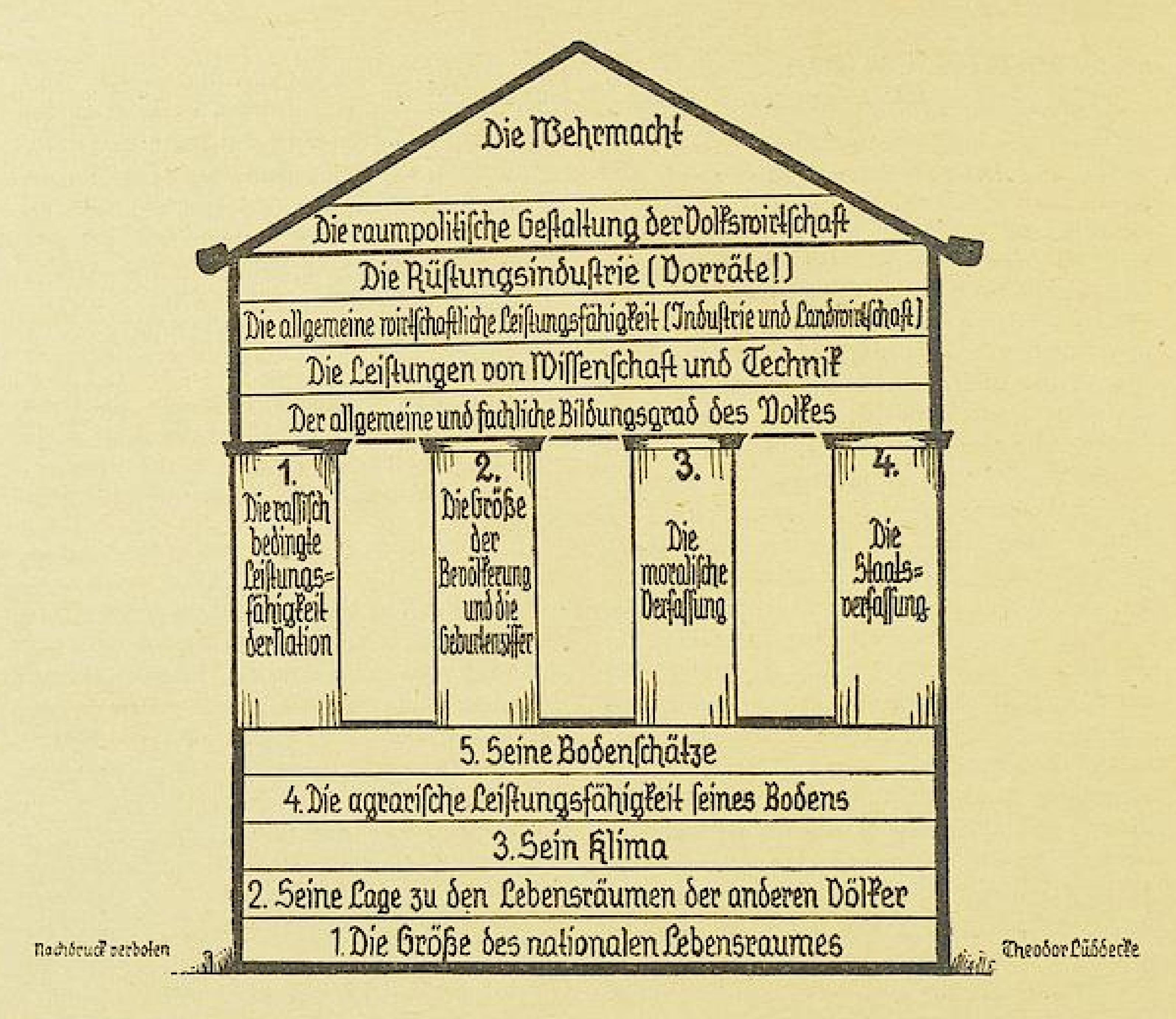
Im Kriege sind tausend liebevolle Pflegerinnen Zeugen der schmerzvollen Opfer männlicher Einsatzbereitschaft für das Leben der Nation. Immer leistet jede Mutter den gewiß nicht minder schmerzensvollen Einsatz für das Fortleben ihres Volkes. Wie aber schon in Friedenszeiten das gesunde weibliche Empfinden den Soldaten immer über den unsoldatischen Menschen stellt, so lernt der junge Soldat die besonders der Frau obliegenden Friedenswerte: Familie, Häuslichkeit und private Ordnung, oft erst in der Kaserne richtig schätzen, wenn er die tägliche Erhaltung der Ordnung und Wohnlichkeit restlos bis zum Fensterputz selber trägt...

Die Kriegsjahrgänge haben schon keine Ahnung mehr, was ein „Soldatenrat" war. Mit nicht ganz so ungemischter Freude mußte man feststellen, daß viele auch von „Komintern" und ähnlichen Begriffen keine Ahnung hatten. Das Schlagwort „Militarismus" ist allem pazifistischen Propagandaeifer früherer Jahre zum Hohn völlig vergessen. Der letzte, der es vor Monaten gebraucht hatte, wie sein Unteroffizier uns erzählte, wurde gerade in diesen Tagen wegen Raubmordversuchs an einer Dirne in Mainz verhaftet.

Die Freiwilligen in der Truppe sind zum größten Teil dieselben, die in früheren Jahren freiwillige politische Soldaten des Führers waren; und sind nicht fast alle ersten Mitarbeiter des Führers so wie dieser selbst Kriegsfreiwillige gewesen?

Es beweist sich hier in der Kaserne immer mehr, daß guter Soldat und guter Nationalsozialist zwei Begriffe sind, die immer mehr ineinander aufgehen... Und, warum sollte es hier geleugnet werden, nach Spanien hätte sich die ganze Kompanie fast ohne Ausnahme gern gemeldet. Woweries.





THEODOR LÜDDECKE:

Das Gebäude der Macht im Kriegsfall

Schulung im Dienste des neuen Vierjahresplanes

In der Januar-Ausgabe der „Schulungsbriefe" hatten wir die „Lehre von den Produktivkräften der Nation" durch das Symbol des völkischen Lebensbaumes veranschaulicht. Der Aufbau der räumlich-sachlichen und der menschlich-völkischen Produktivkräfte, wie er dort gezeigt wurde, sollte die wirtschaftliche Entwicklung im Friedensfalle wiedergeben. Die Wehrmacht befindet sich hier nicht im Zustand höchster Aktivität, sondern im Zustand vorbereitender Ausbildung. Sie erfüllt auch jetzt ihre Aufgabe als Schutzpanzer der übrigen Produktivkräfte. Es ist der Zustand, den wir in Deutschland fanden, nachdem die Siege Moltkes und die Reichsgründung Bismarcks der preußisch-deutschen Wirtschaft jene großen Entwicklungsmöglichkeiten eröffnet hatten. In diesen Friedensjahren wirkt die Wehrmacht als Hohe Schule der Volkserziehung weiter und erzielt — wenn auch mehr indirekt — eine Fülle höchst produktiver Ergebnisse. Die großartigsten Leistungen der deutschen Industrie seit 1871 sind ohne eine disziplinierte Facharbeiterschaft der Stirn und der Faust nicht zu denken. Um die Erziehung dieser Facharbeiterschaft hat sich aber die alte Armee die größten Verdienste ebenso erworben, wie um die Heranbildung eines äußerst zuverlässigen Beamtennachwuchses.

Im Kriegsfall

findet sofort eine Umgruppierung sämtlicher Produktivkräfte statt. Die Wehrmacht tritt wieder an die Spitze des nationalen Angriffskeiles. Alle anderen Produktivkräfte setzen sich, solange der Krieg dauert, nachdrücklich und in vollster Disziplin dahinter. („Nach"-drücklich, d. h. sie drücken „nach".) Jetzt hat die Wehrmacht wieder die Auf-

gabe, den anderen Produktivkräften der Nation jene günstigen Entwicklungsmöglichkeiten zu sichern, die sie nach außen hin brauchen.

Obige Anschauungs-Tafel („Das Gebäude der Macht im Kriegsfall“) soll uns diese Gruppierung der Produktivkräfte veranschaulichen, mit der wir im Kriegsfall zu rechnen haben. Sie stellt alle Gebiete dar, die von der modernen sogenannten „totalen“ Mobilmachung erfaßt werden.

Das Fundament des Machtgebäudes wird wieder durch die fünf räumlich-sachlichen Produktivkräfte gebildet:

1. Die Größe des nationalen Lebensraumes. 2. Seine Lage zu den Lebensräumen der anderen Völker. 3. Sein Klima. 4. Die agrarische Leistungsfähigkeit des Bodens. 5. Seine Bodenschätze.

Auf diesem Fundament ruhen die vier Säulen der menschlich-völkischen Produktivkräfte:

1. Die rassisch bedingte Leistungsfähigkeit der Nation. 2. Die Größe der Bevölkerung und die Geburtenziffer. 3. Die moralische Verfassung. 4. Die Staatsverfassung.

Die fünfte menschlich-völkische Produktivkraft, die Wehrkraft, ist jetzt an die Spitze des nationalen Angriffskeiles getreten. Auf diese fünfte Kraft hat sich im Kriegsfall alles andere zu beziehen, ihr hat sich alles andere unterzuordnen.

So wie sich auf die rassisch bedingte Leistungsfähigkeit der Nation die zivilen Erfolge eines Volkes zurückleiten, so ist sie auch die Quelle der heroischen, kämpferischen Eigenschaften, die im Augenblick eines Kriegsausbruches in erster Linie zählen und über das Schicksal der Nation für die nächste Zukunft oder für alle Zukunft entscheiden.

Die Größe der Bevölkerung, die sich aus der Geburtenziffer der vergangenen Jahrzehnte ergibt, bildet die Grundlage für den Umfang der wehrfähigen Mannschaft, die im entscheidenden Augenblick ins Feld gestellt werden kann. Wie eine sinkende Geburtenziffer das zivile Arbeitsheer der Nation vermindert und mit der Zeit ihre gesamte wirtschaftliche Leistungskraft schwächt, so läßt sie auch die militärische Rekrutierungsgrundlage zusammenschrumpfen.

Die moralische Verfassung der Nation ist nur eine Säule unter anderen, auf denen das Gebäude der nationalen Macht ruht. Sie hat aber im Kriegsfalle mehr zu tragen als alle anderen. Sie ist im wahrsten Sinne des Wortes die „tragende Säule“ des Widerstandes. Als sie 1918 einstürzte, fielen das gesamte Dach der Wehrmacht und alle anderen Organisationen des Widerstandes hinterher.

Es zeigt sich dabei, daß die Staatsverfassung nur der organisatorische Niederschlag der moralischen Verfassung ist. Als der Kaisergedanke und der Kaiserglaube starb, starb auch das alte Kaiserreich dahin. Sobald die tragende Idee einer Staatsverfassung, das unsichtbare Fluidum, von dem sie erfüllt ist, dahinschwindet, wird sie zu einem leeren Gehäuse, das sich nicht mehr aufrechterhalten kann. Nachdem der „Sinn“ aus diesem Gehäuse entschwunden ist, wird das Gehäuse „sinnlos“.

Auf den eben gekennzeichneten vier Säulen ruhen nun die zahlreichen Querbalken des Machtgebäudes, die alle zu den unerläßlichen Voraussetzungen der eigentlichen Wehrmacht gehören.

Der allgemeine und fachliche Bildungsgrad des ganzen Volkes ist entscheidend für die Leistungen der zivilen Zubringer bei der totalen Mobilmachung wie auch für die Leistungen der kämpfenden Truppe selbst. Das Zeitalter der Motorisierung und der Flugwaffe verlangt auch vom kämpfenden Soldaten die Fähigkeit und Bereitschaft zum technischen Denken. Es muß bezweifelt werden, ob es typische Agrarvölker, denen der Geist der modernen Technik ferner steht, in der Führung der modernen technischen Waffen zur Meisterschaft bringen werden.

Die Leistungen von Wissenschaft und Technik geben die geistige Grundlage ab für die Leistungsfähigkeit von Industrie und Landwirtschaft und für die Leistungsfähigkeit der Rüstungsindustrie im besonderen. Hinter jeder Fabrik, hinter jeder Maschine, die wir sehen, steht eine jahrzehntelange technische Forschungsarbeit des Kopfes und häufig eine jahrhundertelange Tradition des abstrakten Denkens. Die Technik arbeitet ja wieder Hand in Hand mit der Physik, Chemie und Mathematik. Arbeiten, die zunächst um der reinen Forschung willen betrieben wurden — wie das besonders in der Mathematik der Fall ist — führen später häufig zu ungeheuer bedeutsamen praktischen Resultaten.

Jeder Staat bemüht sich, für den entscheidenden Augenblick, der auch ohne seine Absicht alle Tage eintreten kann, einen Vorsprung in der Rüstungstechnik „herauszulaufen“. Wer hier schon aus dem Rennen fällt („ferner liefen...“), wer den hochgeschraubten internationalen Leistungsstandard nicht mit Hilfe aller Volksgenossen einhalten kann, hat den Krieg schon zu Beginn so gut wie verloren. Der Krieg ist ein raffinierter geistiger Kampf geworden. Er wird teilweise schon in den stillen Gelehrtenstuben und Laboratorien entschieden. Wir befinden uns nicht mehr im Jahre 1813, wo es nicht so viel ausmachte, ob die Gewehre auch wirklich losgingen oder nicht. Heute befindet sich ein technisch unterlegenes Volk einem technisch stärkeren Gegner gegenüber in der hoffnungslosen Lage der Abessinier.

Es muß also im Interesse unserer Sicherheit unsere Aufgabe sein, den wissenschaftlich-technischen Standard unseres Volkes so hochzuschrauben wie nur irgend möglich. Das Stichwort hat zu lauten: Wissenschaftliche Planung im Dienste der Steigerung der deutschen Wehrhaftigkeit.

In der allgemeinen Leistungsfähigkeit der Wirtschaft (Industrie und Landwirtschaft) hat sich die Leistungsfähigkeit von Wissenschaft und Technik niedergeschlagen. Hinzukommt hier aber noch eine weitere Kunst: nämlich die Kunst der

Menschenführung

in den Betrieben. Wissenschaftliche Formeln und technische Konstruktionszeichnungen machen es allein nicht. Es gilt, aus Ideen, Menschen und Material eine organisatorische Einheit herzustellen, die möglichst reibungslos arbeitet. Hier beginnt die Tätigkeit des Betriebsführers. Sie ist nicht etwa — wie manche Techniker und Arbeiter früher häufig ungerechterweise meinten — eine im Grunde überflüssige Beigabe zu ihrer eigenen Tätigkeit, sondern sie ist ebenfalls eine hohe Kunst. Menschenkenntnis, Energie, Zielstrebigkeit und Gerechtigkeit sind die Elemente dieser Kunst.

In der allgemeinen Leistungsfähigkeit, die die Wirtschaft eines Landes im Augenblick der Kriegsgefahr aufweist, hat sich aber auch die außenpolitische Lage niedergeschlagen, in deren Rahmen die Wirtschaft vor dem Kriege arbeiten konnte. Die handelspolitische Lage ist immer nur die wirtschaftliche Seite der außenpolitischen Lage. War die Rohstoffversorgung der Wirtschaft günstig? Vollzog sie sich größtenteils aus heimischen Quellen? Oder mußten die Rohstoffe eingeführt werden? Waren — im letztgenannten Falle — günstige ausländische Absatzräume vorhanden, die durch Aufnahme unseres Fertigwarenexports die Devisengrundlage für den Rohstoffeinkauf schaffen konnten? War das Land wenigstens imstande, sich selbständig zu ernähren, so daß die anfallenden Devisen größtenteils für die Steigerung des industriellen Leistungsstandards verwendet werden konnten? War es möglich, Rohstoffe und Kapitalreserven anzuhäufen, die nunmehr zum Einsatz kommen können?

Im Zeitalter der betriebsspaltenden bolschewistischen Zersetzung ist auch der massenpsychologische Faktor von größter Bedeutung für die allgemeine Leistungsfähigkeit der Industrie. Ist die nationale Arbeit in den Betrieben geordnet, steht hinter der Betriebsarbeit eine einigende Idee und ein organisatorisches Gerüst von Betriebswaltern, die der Wahrung der Idee immer wieder dienen und so die psychologische Geschlossenheit gewährleisten?

Schließlich sind in einem Kriegsfall noch die schon im Frieden getroffenen Vorbereitungen zur Mobilmachung der Wirtschaft von entscheidender Bedeutung. Es ist schwer, die zur wirtschaftlichen Kriegführung nötigen Organisationen erst bei Kriegsausbruch zu schaffen. Der moderne Apparat der Kriegführung ist zu kompliziert, als daß er in kurzer Zeit aus dem Stegreif geschaffen werden könnte. Die totale Mobilmachung hat deshalb schon im Frieden Berücksichtigung zu finden, damit sich die Nation bei Kriegsausbruch schon im Zustande des totalen Mobilseins befindet.

Der nächste Querbalken, auf dem die Wehrmacht ruht, ist die Rüstungsindustrie. Ihr Leistungsstandard ist eng von dem der allgemeinen Industrie abhängig. Vielfach geschieht die Waffenherstellung nicht in besonderen Werken, sondern wird nur als Seitenzweig der allgemeinen Produktion betrieben (Tanks, schwere Artillerie, Gas, optische Geräte zur Kriegführung usw.). Eine Rüstungsindustrie, die heute den internationalen Standard einhalten will, braucht als breites Fundament eine leistungsfähige allgemeine Industrie mit allen ihren Erfahrungen, mit ihrer geschulten Facharbeiterschaft, mit ihren Kapitalreserven, Rohstoffquellen usw. Von entscheidender Bedeutung für den Kriegsfall sind die Vorräte an Rohstoffen, die die gesamte Industrie im Frieden anhäufen konnte.

Die raumpolitische Gestaltung der Volkswirtschaft ist ein Element, das der liberalistischen Ökonomie gänzlich fremd war und das so deutlich wie kein anderes den Wandel der Begriffswelt erkennen läßt. Die alte Lehre vom „Standort der Industrien" umfaßte nur die rein wirtschaftlichen Faktoren: Lage des Werkes zu den Rohstoffquellen, Lage zu den Absatzmärkten und Lage zu den Arbeitsmärkten — im ganzen genommen also die verkehrspolitische Lage des Werkes, soweit sie vom Standpunkt des privatwirtschaftlichen Gewinnes aus ins Gewicht fiel. Die Flugwaffe hat sich hier als ein Erzieher zum Sozialismus erwiesen. Sie erzwingt eine neue raumpolitische Gestaltung der Volkswirtschaft unter dem Gesichtspunkt der totalen Verteidigung. Zu den privatwirtschaftlichen Gesichtspunkten, die früher für eine Lagerung der Werke im Staatsraum maßgebend waren, tritt heute der wehrpolitische Gesichtspunkt. Die lebenswichtigen Werke müssen möglichst außerhalb der Reichweite der feindlichen Flugwaffe untergebracht werden. Die Berücksichtigung dieses wehrpolitischen Gesichtspunktes schließt vielfach einen ökonomischen Unkostenfaktor in sich. Der in wehrpolitischer Beziehung beste Standort eines Werkes kann zu dem in rein ökonomischer Beziehung besten Standort in Gegensatz stehen. Nur in Ausnahmefällen werden sich beide Gesichtspunkte mühelos vereinigen lassen. Für die Lagerung der Werke, die vorwiegend zur Rüstungsindustrie zu zählen sind, muß auf jeden Fall der Gedanke des besten wehrpolitischen Standortes maßgebend sein. In vollkommener Weise wird sich der wehrpolitische Gesichtspunkt nur noch bei der Errichtung neuer Werke berücksichtigen lassen. Viele Industrien müssen innerhalb der unmittelbaren Reichweite der

feindlichen Flugwaffe liegen bleiben, weil sich ganze Städte mit riesigen Arbeiterheeren um sie gruppiert haben und weil eine Verlagerung mit unerschwinglichen Kosten verbunden wäre. In solchen Fällen kann höchstens daran gedacht werden, im günstiger gelegenen Hinterland eine industrielle „Siegfried-Stellung" auszubauen, d. h. Hilfswerke zu errichten, nach denen die Produktion im Notfall verlegt werden kann.

Die raumpolitische Gestaltung der Volkswirtschaft erschöpft sich aber nicht in der Wahl des wehrpolitisch besten Standortes der Industrien. Auch beim Bau der Werke kann der wehrpolitische Gesichtspunkt zum Ausdruck kommen, z. B. durch eine taktisch geschickte Anpassung der Bauten an das nähere Gelände (Waldschutz), durch Anwendung einer Tarnfärbung usw.

Die raumpolitische Gestaltung der Volkswirtschaft wurde auf der Tafel nicht ohne Grund zeichnerisch schon der Wehrmacht zugeordnet. An diesem Punkt verwischen sich die Grenzen zwischen der zivilen Wirtschaft und der militärischen Organisation. Die zivile Organisation nimmt hier allmählich militärischen Charakter an.

Auf diesem breiten und komplizierten Gebäude der verschiedenen räumlich-sachlichen und menschlich-völkischen Produktivkräfte sowie auf den technisch-wirtschaftlichen Ergebnissen dieser Kräfte ruht nun als Dach die Wehrmacht.

Wirtschaft und Wehrpolitik

Die Tafel veranschaulicht, wie zahlreich die Faktoren sind, von denen die Existenz und Operationsfähigkeit der Wehrmacht abhängt. Es hat keinen Zweck, zu fragen, ob der eine Faktor im Kriegsfall wichtiger ist als der andere – Tatsache ist, daß alle Faktoren unerläßlich sind und daß ein Krieg nur gewonnen werden kann, wenn alle diese Faktoren ohne Ausnahme harmonisch zusammenwirken. Für einen Politiker wie für einen Militär, der sich diesen totalen Blick erworben hat, werden alle Kompetenzkonflikte hinfällig.

Kriege werden immer durch Faktoren verloren, an die niemand gedacht hat. Nur eine großzügige und vom guten Willen getragene Zusammenarbeit vermag die Nation im Zeitalter des totalen Krieges noch zu retten.

Im Weltkrieg standen die deutschen Heere auf allen Fronten weit in Feindesland. Es gelang aber den unter straffste Regierungsgewalt gestellten feindlichen Mächten, durch ihre zersetzende Propaganda die Säule Nr. 3 zum Einsturz zu bringen. Die Säule Nr. 4 stürzte zwangsläufig hinterher, und das gesamte Gebäude der nationalen Macht fiel in sich zusammen. Der Weltkrieg hat uns also gelehrt, daß eine gute moralische Verfassung der Nation die Voraussetzung für jede erfolgreiche Kriegführung ist. Wir haben als Nationalsozialisten daraus gelernt. Die NSDAP. mit ihren Gliederungen hat die Aufgabe, diese Säule zu sichern, ja – man kann sagen: sie verkörpert überhaupt diese Säule der Nationalkraft.

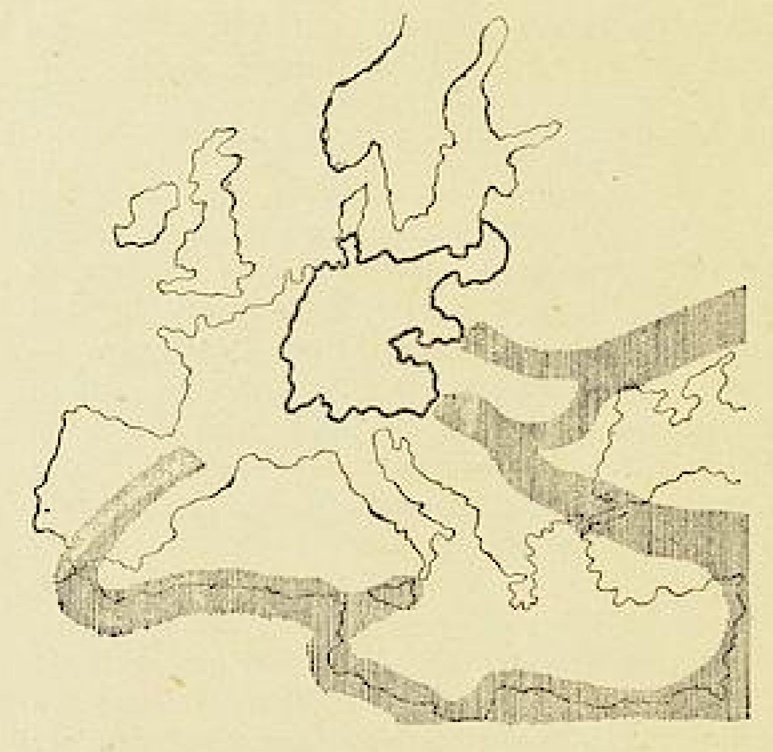
Das Schaubild vom Gebäude der Macht im Kriegsfall zeigt uns weiter, wie vielseitig eigentlich die Voraussetzungen einer modernen Wehrmacht sind. Wir hatten vor dem Weltkriege z. B. nicht genügend an die Erfordernisse der Propaganda gedacht. Wir haben jetzt die Möglichkeit, an alles zu denken und nichts zu vergessen, damit wir im Kriegsfall – den wir zwar nicht suchen, der aber einmal ohne unser Dazutun kommen kann – in jeder Beziehung gesichert sind.

Wir sehen heute, wie überall auf der Welt die Idee der allseitig leistungsfähigen Nationalwirtschaft wieder auflebt. Die Idee von der weiteren Auflösung der Nationalwirtschaften zugunsten einer anonymen Weltwirtschaft, in deren Zeichen die liberalistische Periode stand, tritt dagegen immer mehr zurück.

Die Idee, eine möglichst selbstgenügsame Nationalwirtschaft zu schaffen, ist stark durch wehrpolitische Gedankengänge bestimmt worden. Die Gefahren der weltpolitischen Lage legten diese Gedankengänge nahe.

Auch im neuen Vierjahresplan spielt der Gedanke an die wehrpolitische Sicherung der deutschen Existenzgrundlagen eine wichtige Rolle. Allerdings verlangt schon der sogenannte „friedliche Wettstreit der Völker", d. h. der reguläre wirtschaftliche Konkurrenzkampf, ähnliche Sicherungsmaßnahmen. Viele der ehemaligen überseeischen Absatzgebiete unserer Industrie haben sich nun einmal bereits selbst weitgehend industrialisiert und sind deshalb nicht mehr geneigt, uns unsere Fertigwaren noch im alten Umfange abzunehmen. Wir können also auch nicht mehr in dem gleichen Umfange wie früher koloniale Rohstoffe einkaufen, sondern müssen bemüht sein, diese aus Gründen der Devisenknappheit, soweit wie nur irgend möglich, im eigenen Lande zu erzeugen oder zu ersetzen.

Der Gedanke, daß jeder Deutsche mit seiner Leistung irgendwo in dem Gebäude der nationalen Macht seinen Platz hat und daß keine tragende Säule und kein Querbalken in diesem Gebäude brüchig werden darf, sollte uns stets bei allen unseren Entschlüssen begleiten. Nur eine Disziplin, die auf der Überzeugung von der Notwendigkeit der Disziplin beruht, wird sich im Ernstfall als verläßlich erweisen. Eine solche Disziplin setzt aber ein Verständnis der großen nationalpolitischen Zusammenhänge voraus, die heute unser Leben beherrschen und deren vorbehaltlose Anerkennung durch freudige Leistungsunterstützung nicht nur den gemeinsamen staatlichen, sondern vielmehr noch den eigenen privaten Verhältnissen mit zugute kommen muß.





Deutschland der Widerstandsraum Europas

Die großen Abwehrschlachten von Tours und Poitiers (731) Augsburg (955) Liegnitz (1231) Wien (1529 u. 1683) und Tannenberg (1914) umschreiben den Raum, in dem deutsche Volkskraft die asiatischen Einbrüche abwehrte, im Gegensatz zu jenen Gebieten (schraffiert), die im Laufe der Geschichte von einer asiatischen Macht beherrscht wurden.

Darstellung rechts:

Der Bolschewismus Asiens greift nach Europa

Sowjetrußland (schwarz) herrscht auf dem Wege über die verbündete Türkei (schräg schraffiert) über das kommunistische Spanien (schwarz), das auch Frankreich und die Tschechoslowakei (doppelt schraffiert) unterstützen. In den demokratischen Staaten (einfach stark schraffiert) geht die Zersetzungsarbeit marxistischer Parteien weiter, andere Staaten haben noch keine eindeutige Haltung gewonnen (einfach leicht schraffiert). Das Deutsche Reich aber, ihm zur Seite jene Staaten, die gleichfalls eine autoritäre Ordnung und eine nationale Führung haben, schützt Europa vor dem bolschewistischen Chaos.

„Zugsstraßen" aus Asien gegen Europa

Durch die südrussischen Steppen führte die „Zugsstraße" der Mongolen gegen Schlesien, die der Hunnen, Avaren und Madjaren ins mittlere Donaubecken. Die Türken überschritten die Dardanellen und den Bosporus und gelangten gleichfalls in das Donaugebiet. Die Araber fielen vom Nordrand Afrikas in Sizilien und Spanien ein.

Darstellung unten:

Die Grenzvölker Europas versagen

Fast 800 Jahre lang herrschten die Araber über Spanien. Die slawischen Völker des Donaugebietes und der Balkanhalbinsel unterlagen den Anstürmen asiatischer Völker. Das zaristische Rußland unterwarf die Ukrainer, Polen, Litauer, Letten, Esten und Finnen. Erst durch die deutschen Siege über die Türken unter Prinz Eugen und über Rußland im Weltkrieg erlangten diese Völker, ausgenommen die Ukrainer, wieder ihre Freiheit.





Deutschland kämpft für Europa!

Geopolitische Tatsachen in Einzeldarstellungen von Karl Springenschmid*)

2.
GEFAHR AUS ASIEN

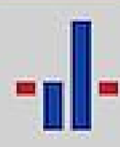
Einfallswege asiatischer Völker

Europa ist zwar im politischen Sinne ein eigener Erdteil, geographisch aber nur eine Halbinsel Asiens, wie Arabien oder Indien; denn von der Finnischen Bucht bis zum Schwarzen Meere, also auf einer über 1600 Kilometer langen Front, hängt es mit Rußland zusammen, das der Sammelraum und die Ausfallstellung der Nomadenvölker wurde, die aus dem brodelnden Völkerkessel im Inneren Asiens vorbrachen. Durch die weglosen Wälder und Sümpfe im nördlichen Rußland wurden diese Reitervölker gegen die südrussischen Steppen abgedrängt und auf das mittlere Donaugebiet hingelenkt. Hunnen, Avaren und Madjaren setzten sich in dem Steppenlande innerhalb des Karpathenbogens fest und fielen von dort aus in die deutsche Grenzmark an der oberen Donau ein. Die Mongolen zogen am Außenrande der Karpathen entlang und stießen nach Schlesien vor. — Ein zweites nicht minder gefährliches Ausstrahlungszentrum bildete sich in Vorderasien, wo die Lehre Mohammeds den Völkern eine gewaltige Stoßkraft verlieh. Europa sollte dem Islam erobert werden. Der Kampf ging zuerst um jene Brückenstellen, an denen sich das europäische Festland bis auf Sichtweite der fremden Küste nähert; Bosporus und Dardanellen fielen in die Hand der Türken. Quer durch die Balkanhalbinsel vorstoßend, traf auch der türkische Einbruch die Ebenen des mittleren Donaubeckens. Früher schon hatten die Araber eine andere Brücke gefunden. Sie waren den Nordrand Afrikas entlang gezogen. Der Sprung über Sizilien, das sie vorübergehend beherrschten, war zu weit, außerdem bot die schmale, gebirgige Apenninenhalbinsel Italien zuwenig Stand, um sich dauernd dort behaupten zu können. Doch über die enge Straße von Gibraltar war es leichter möglich, das europäische Festland zu erreichen. So setzten sich die Araber in Spanien fest und stießen weiter nach Frankreich vor. Schon einmal also hat, so widerspruchsvoll es klingt, von diesem westlichsten europäischen Lande aus eine Macht des Ostens Europa bedroht.

*) Vergleiche hierzu die Darstellungen auf Seite 34

Die Grenzvölker werden überrannt!

Die einzelnen Völker, die an den entscheidenden Einfallspforten und Brückenstellungen Europas wohnten, hielten den erbitterten Vorstößen aus Asien nicht stand. Den slawischen Völkern fehlte vor allem jene straffe politische Ordnung, ohne die ein erfolgreicher Grenzschutz nicht geschaffen werden kann. So wurden die im mittleren Donaugebiet siedelnden Slawen schon von den Avaren zu Ackerknechten gemacht, Slawe und Sklave wurde gleichbedeutend. Dann gerieten sie unter die Herrschaft der Madjaren und mit diesen unter das Joch der Türken. Selbst das tapfere Volk der Serben unterlag in der Schlacht auf dem Amselfelde dem türkischen Heere. Auch die anderen Balkanvölker, Griechen, Bulgaren und Rumänen, verloren ihre Freiheit. — Den Arabern war es gelungen, die Völker der spanischen Halbinsel zu unterwerfen. Die baltischen Völker, die Polen und Ukrainer, gerieten unter die Herrschaft Rußlands. So fielen fast alle Grenzwachen Europas. Die Tore standen offen. Der Weg war frei. Immer wieder stand das Schicksal Europas allein bei Deutschland; denn Frankreich verriet seine europäische Mission und paktierte, damals wie heute, mit den Feinden Europas. Ludwig XIV. schloß ein Bündnis mit den Türken, um das Reich des Kaisers zu Fall zu bringen und raubte, kurz bevor das türkische Heer Wien erreichte, Straßburg (1681). Ähnlich wollte die französische Politik 1914 durch das Bündnis mit dem halbasiatischen Zarenreich Deutschland auf die Knie zwingen. England fühlte sich auch in schwierigsten Zeiten auf seiner Insel sicher genug, sah meist unbeteiligt den Geschehnissen auf dem Festlande zu und überließ es anderen, sich für Europa aufzuopfern. So blieb denn allein Deutschland. Das deutsche Volk hatte die ganze Last der Abwehr zu tragen. (Es wird hier auch auf den im Dezemberheft der Schulungsbriefe erschienenen Artikel „Deutschlands Schwäche — Europas Unglück" verwiesen! Schriftleitung.)



Widerstand erst an den deutschen Grenzen

So wurde Deutschland der eigentliche Widerstandsraum Europas; denn erst an den deutschen Grenzen wurden die Vorstöße Asiens aufgefangen. Von der Grenzmark an der oberen Donau aus wurden die Avaren zurückgeschlagen und vernichtet. Bei Augsburg schlug Kaiser Otto im Jahre 955 mit dem deutschen Heerbann die Madjaren und zwang sie, „seßhaft und europäisch" zu werden. Die Mongolen hatten ganz Rußland unterworfen und waren hart daran, Europa für Asien zu erobern, als sich ihnen der Herzog von Niederschlesien mit seinem Ritterheere in Wahlstatt bei Liegnitz (1241) entgegenstellte. Zwar verlor das deutsche Heer die Schlacht, doch überaus schwere Verluste zwangen die Mongolen zur Umkehr. Die Türken hatten den Balkan erobert, Ungarn besetzt und versuchten die Donau aufwärts in das Herz Europas vorzustoßen. Doch Wien leistete Widerstand. Wenn Wien fiel, fiel Europa. Zweimal, 1529 und 1683, trotzte diese deutsche Stadt der fremden Übermacht mit Truppen aus allen deutschen Stämmen. Die Araber waren im Jahre 711 in Spanien eingefallen und hatten fast die ganze Halbinsel erobert. Sie umgingen die Pyrenäen und brachen in Frankreich ein. Schon hatten sie den ganzen Süden des Landes unterworfen, da stieß aus dem deutschen Kerngebiet Karl Martell, der Frankenkönig, vor und schlug sie mit seinen Streitern in der Schlacht bei Tours und Poitiers zurück (743). So mußte Deutschland immer Europa an seinen eigenen Grenzen verteidigen. In den Notzeiten begann Europa stets dort, wo deutsche Bauern und Soldaten zur Abwehr bereitstanden. Am schwersten wurde diese Aufgabe in den Jahren des Weltkrieges, als Frankreich und England die halbe Welt gegen Deutschland aufgeboten hatten. Hindenburgs Sieg bei Tannenberg rettete nicht nur deutsches Land vor asiatischer Überflutung, mit Deutschland wurde bei Tannenberg auch Europa gerettet.

Und wieder: Asien gegen Europa

Nach dem Zusammenbruch des Zarentums gelang es kommunistischen Revolutionären, vorwiegend jüdischer, also asiatischer Herkunft, die Führung im russischen Staate zu erobern und Rußland als Machtbasis für ihre weltrevolutionären Pläne auszubauen. Von dieser Stellung her greift heute „Asien" abermals Europa an, nicht mehr wie zu Zeiten der Nomadeneinfälle in offenem Kampfe, sondern erst unterirdisch durch planmäßige Zersetzung der einzelnen Staaten, dann wie in Spanien durch den Einsatz fremder Völker für die Pläne dieser kommunistischen Internationale. Der Kampf um die Torstellungen Europas ist in vollem Gange. Die Meerengen, Bosporus und Dardanellen, versuchte Moskau durch ein Bündnis mit der Türkei unter seinen Einfluß zu bringen. Den Balkan und das Donaugebiet will es durch eine Revolutionierung der slawischen Völker gewinnen. Durch das Abkommen mit der Tschechoslowakei konnte Moskau eine Bresche tief in den deutschen Raum schlagen. Auch auf dem anderen Flügel, in Spanien, drangen die Sowjets vor, erst versteckt, dann offen. Frankreich aber, in einer kleinlichen, angsterfüllten Politik festgefahren, verbündet sich, genau wie in der Zeit der Türkengefahr, wieder mit Asien gegen Europa. England glaubt in seiner meerumschlossenen Stellung vor bolschewistischer Infektion sicher zu sein und weicht jeder Entscheidung aus.

So trägt denn Deutschland allein das Schicksal Europas. Von seiner Stellung in der Mitte des europäischen Festlandes aus baut es einen Raum des Widerstandes auf, der gegen unterirdische Wühlarbeit im Innern und gegen Bedrohung von außen her fest und unerschütterlich bleiben wird, ein Bollwerk wahrhaft europäischer Haltung und Gesittung.



Fragekasten

A. Z., Rostock.

Die Bedingungen und Voraussetzungen, welche die für die Berufung als Führeranwärter auf einer Ordensburg in Frage kommenden Parteigenossen unter allen Umständen erfüllen müssen, sind:

1. Alter mindestens 25 Jahre, nicht über 30 Jahre;
2. Dienstleistung in der Hitler-Jugend, Ableistung der Arbeitsdienst- und Wehrpflicht;
3. Völlige körperliche Gesundheit;
4. Keinerlei körperliche Behinderung;
5. Rassisch einwandfrei;
6. Frei von erblicher Belastung;
7. Ariernachweis gemäß den Richtlinien für Politische Leiter, und außerdem soll die Dienstleistung als Block- oder Zellenleiter bzw. SS.-, NSKK.- oder SA.-Mann nachgewiesen werden. Letzteres ist dem ersteren gleichzustellen.

G. B., Köln-Dellbrück.

Ein offizieller „Zwang", das Parteiabzeichen immer zu tragen, besteht nicht. Unseres Erachtens jedoch ist das Tragen des Parteiabzeichens eine selbstverständliche Dienstpflicht des Parteigenossen, die früher sogar unter großen Opfern erfüllt wurde.

Mehrere Anfragen.

Die im letzten Fragekasten gebrachte Bestimmung über das Tragen des Parteiabzeichens an der Uniform der Reichsbahn ist überholt. Die Reichsbahnhauptverwaltung hat inzwischen in einer Verfügung genehmigt, daß die Gefolgschaftsmitglieder der Reichsbahn zur Uniform in und außer Dienst das Parteiabzeichen tragen.

Deutscher – merk' dir das!

Das Interesse an sozialhygienischen und rassenbiologischen Problemen nimmt in der ganzen Welt dauernd zu. Mit Genugtuung verzeichnet man ein Urteil über die Rassenpolitik Deutschlands, wie es kürzlich eine Autorität im Range Dr. Campbells, Ehrenpräsident der Eugenischen Forschungsgesellschaften der USA., in „Eugenical News" veröffentlicht hat. Es handele sich, so betonte Dr. Campbell, bei den deutschen Maßnahmen zur Hebung der allgemeinen Erbgesundheit nicht um die Erfindung politischer Opportunisten zur Befriedigung nationaler Eitelkeiten oder zur Entfachung rassischer Gegensätze. Was in Deutschland geschehe, sei vielmehr die Erfüllung langjähriger eugenischer Hoffnungen, an deren so rasche Verwirklichung viele Rassenhygieniker gar nicht glauben konnten. Wer meine, daß es in Deutschland darum gehe, durch die Erhöhung der Geburtenrate Kanonenfutter für künftige Kriege zu schaffen, irre sich. Denn dies widerspräche dem deutschen Zukunftswillen. Den größten Anreiz zum Kinderreichtum bilde die Achtung, die die deutsche Familie genieße. Was die Sterilisierung betreffe, so wurden in Deutschland die Gesetze mit größter Unparteilichkeit gehandhabt. Der bewußte Wille des deutschen Volkes, seinen kommenden Lebensgeschlechtern das Dasein zu sichern, verleihe ihm Lebensfreude und Aktivität.



Wieweit das Ziel des Nationalsozialismus schon erfüllt ist, wonach die Frau in erster Linie als Mutter und Hausfrau ihre Betätigung zu suchen hat, hat das Reichsinstitut für Konjunkturforschung untersucht. Bemerkenswert ist hier zunächst, daß die Zahl der beschäftigten Frauen seit 1933 gestiegen ist. Ihr verhältnismäßiger Anteil an der Gesamtzahl der Beschäftigten ist jedoch zurückgegangen. Das hängt zum Teil damit zusammen, daß diejenigen Industrien, in denen bislang die Frauenarbeit zu Hause war, solche sind, die von der Konjunktur weniger erfaßt worden sind; es sind die typischen Verbrauchsindustrien, vor allem die Textilindustrie in ihren verschiedensten Arten. Der Anteil der Frauen an der Gesamtzahl der Beschäftigten ist heute mit 31,7 Prozent daher nicht nur niedriger als 1933 (35 Prozent), sondern auch niedriger als in den Jahren 1928/29 (34,4 Prozent).

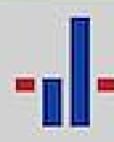
Diese Entwicklung sagt an sich nichts, wenn nicht auch die Zahl der arbeitslosen Frauen entsprechend abgenommen hätte. Die Zahl der arbeitslosen Frauen hat sich von 1,1 Millionen im Jahre 1932 auf 345 000 im Jahre 1935 vermindert. Während von 1930 bis 1933 ziemlich gleichmäßig ungefähr 20 Prozent aller Arbeitslosen Frauen waren, ist dieser Satz 1934 auf 18 Prozent und 1935 weiter auf 16 Prozent gesunken. Die Wandlung wird besonders deutlich, wenn man bedenkt, daß der Anteil der Frauen in den Jahren der letzten Hochkonjunktur 1928/29 nicht weniger als 23 Prozent betrug.



Dem japanischen Reichstag wird von der Regierung in Kürze ein Gesetzentwurf über die Sterilisierung Erbkranker zugeleitet werden. Den Bestimmungen des Gesetzes sollen unterliegen alle Personen mit geistigen Erkrankungen, mit angeborenen körperlichen Gebrechen einschließlich Epilepsie, Alkoholiker mit angeborenen verbrecherischen Neigungen oder Leute mit sonstigen Fehlern, die vererblich sind. Je ein Richter, ein Staatsanwalt und zwei Ärzte sollen die Notwendigkeit der Sterilisierung in jedem einzelnen Fall feststellen. Im übrigen hat der Ausschuß die Erfahrungen berücksichtigt, die mit ähnlichen Gesetzen in Deutschland gemacht worden sind.



Dank der energischen Selbstversorgungsbestrebungen des Reichsnährstandes ist es gelungen, die Rohstoffversorgung unserer Leinenindustrie im laufenden Jahre erstmalig aus eigenem Boden sicherzustellen. Die mit Flachs bestellte Erntefläche ist von 4889 Hektar im Jahre 1933 auf 42 108 Hektar im Jahre 1936 angewachsen. Die Erntemenge an Stengeln bezifferte sich 1933 auf 15 574 Tonnen, jetzt aber bereits auf 150 176 Tonnen; sie ist also in drei Jahren verzehnfacht worden. Desgleichen beläuft sich der diesjährige Samenertrag auf 32 430 Tonnen, im Vergleich zu nur 3168 Tonnen drei Jahre früher.



Das deutsche Buch

Alfred Rapp:

„Die Habsburger, die Tragödie eines halben Jahrtausends deutscher Geschichte"

Fränkische Verlagsbuchhandlung, Stuttgart. 1936. 282 Seiten. Geheftet 4,— RM., gebunden 6,50 RM.

Dieses sehr lebhaft und verständlich geschriebene Werk stellt die im Grunde undeutsche, oft aber widerdeutsche Rolle des Hauses Habsburg dar. Rapp übersieht zwar zuweilen, daß die starke Macht des habsburgischen Familienstaates nur durch ihr Dasein die West- und Südgrenze Deutschlands vom 16. bis zum 18. Jahrhundert gegen Franzosen und Türken verteidigt hat, steht aber doch grundsätzlich im Lager unserer neuen groß- und gesamtdeutschen Geschichtsauffassung. Wir erkennen, daß die Habsburger unter allen europäischen Fürstenfamilien am schärfsten ihr dynastisch-fürstliches Interesse gegen ihr ursprüngliches Volkstum durchgesetzt haben bis zu der Verratspolitik Karls und Zitas.

Dr. F. K.

Otto Riebicke:

„Was brauchte der Weltkrieg?"

Tatsachen und Zahlen aus dem deutschen Ringen 1914 bis 1918.

Kyffhäuser-Verlag, Berlin W 30; Preis kart. 2,— RM., Halbleinen 2,50 RM.

Riebicke hat es sich zur Lebensaufgabe werden lassen, die große Tradition der Armee des Zweiten Reiches lebendig zu erhalten. So ist auch diese Arbeit das Ergebnis langjähriger Beschäftigung mit den Dingen, die erst mit dem Wachsen des Abstandes vom Weltkriege in voller Größe erkannt werden. Der Titel sagt, was gebracht wird, und wir brauchen hier nur zu ergänzen, daß gerade die Schulung und Vertiefungsarbeit für solche Zahlenbelege deutscher Größe immer dankbar sein wird und in diesem Falle, wo Kürze und gedrängte Anschaulichkeit das Lesen erleichtern, das Werk besonders dankbar aufnimmt.

Dietrich Klagges:

„Geschichtsunterricht als nationalpolitische Erziehung"

Verlag Moritz Diesterweg, Frankfurt a. M. 1936. 450 Seiten; 17 Abbildungen und Tafeln; 8,40 RM.

Dieses hervorragende Werk des alten nationalsozialistischen Vorkämpfers und Ministerpräsidenten von Braunschweig hat die uneingeschränkte Anerkennung zuständigster Fachmänner gefunden. Für die Schulungsarbeit eine wertvolle Bereicherung.

Jürgen Hahn-Butry:

„Das Buch vom deutschen Unteroffizier"

Mit einer Einführung von General der Infanterie a. D. Freiherr von Seutter.

Paul-Franke-Verlag, Berlin SW 11, Saarlandstraße 48. 1936; 264 Seiten; 79 Zeichnungen.

Es ist gut, daß einmal gewagt wurde, dieses wichtige Thema in Buchform zu behandeln. Und es ist noch besser, daß es nicht in trockenem Belehrungsstil gleichsam mit erhobenem Zeigefinger geschehen ist, sondern aus bekannten Federn frisch und anschaulich, mehr darstellende Erzählung als aufdringliches Belehren, mehr Begeisterung als Rechtfertigung.

Vor allem der Jugend, die den Wehrdienst noch vor sich hat, aber auch denen, die erzieherisch wirken sollen, ist das Werk zu empfehlen.

Wilhelm Schlaghecke:

„Kulturarbeit im Reichsarbeitsdienst"

Druck und Verlag Hauserpresse, Frankfurt a. Main

Etwa fünfzig gute Bilder und nicht mehr Zeilen Text geben dem Streben nach eigenschöpferischer Gestaltung so überzeugend Ausdruck, daß dieses liebevoll zusammengestellte Werk zu einem feierlichen Erlebnis wird. Andere Länder haben den Arbeitsdienstgedanken ebenfalls aufgegriffen, was uns dabei niemand nachmachen kann, das kommt in diesen schönen Bildern besonders zum Ausdruck.

Georg Buchmann:

„Geflügelte Worte"

Haude und Spenersche Buchhandlung, Max Paschke, Berlin W 35. 260.—268. Tausend. 788 Seiten; Leinen 14,50 RM.

Der Zitatenschatz des deutschen Volkes. Auskunft über 4000 geflügelte Worte aus rund drei Jahrtausenden europäischer Geschichte bis zur Gegenwart. Neubearbeitet von Dr. Günther Haupt und Dr. Werner Rust. — In dieser völlig umgearbeiteten 28. Auflage findet auch das aus der nationalsozialistischen Bewegung geborene Wort- und Sprachgut Berücksichtigung. Die berühmte Sammlung hat so ihren alten Wert erneuert.

Karl Anton Mayer:

„Geschichte in Bildern."

Eine Lehr- und Schulungsmaterialsammlung in 4 Mappen.

Verlag Volksgesundung G. m. b. H., Stuttgart-O.; Preis 63,50 RM.

Auf 331 Bildtafeln hat ein deutscher Erzieher und Künstler eine Fülle anregender Zeichnungen gegeben, die einen ebenso anregenden wie lehrreichen Querschnitt durch die deutsche Geschichte bieten und vermitteln lassen (für Bildwerfer!). Die Arbeiten sind in engster Anlehnung an historische Quellen geschaffen worden und den Originalen fast gleich. Der Künstler kann mit Recht eine außergewöhnlich hohe Anzahl Anerkennungen namhafter Stellen nachweisen. Die Schulungsbriefe schließen sich dieser Reihe gern an und werden auch gelegentlich selber auf diese gute Unterstützung der neuen Geschichtserziehung und Volkskunde zurückgreifen (siehe in vorl. Heft die Darstellungen: Das sächsische Königshaus und Kaiser Otto I. mit seiner Gemahlin Editha).

Das „Statistische Jahrbuch für das Deutsche Reich"

Herausgegeben vom Statistischen Reichsamt

Verlag für Sozialpolitik, Wirtschaft und Statistik, Berlin SW 68; 940 Seiten; 6,80 RM.

Die neue Ausgabe gibt eine Übersicht der gewaltigen Aufbauarbeit des nationalsozialistischen Staates. Alle bevölkerungs-, wirtschafts- und kulturpolitischen erfolgreichen Maßnahmen des neuen Reiches sind hier statistisch festgelegt.

Der Jahrgang 1936 hat eine wesentliche Erweiterung erfahren: Reichsautobahnen, Ergebnisse der neuen lohnstatistischen Erhebungen usw. Der internationale Teil gibt Aufklärung über Bevölkerung und Wirtschaft des Auslandes, während der Anhang „Wirtschaftsdaten" die wichtigsten Ereignisse der beiden letzten Jahre aufführt.

„Tagebuch aus Politik, Kultur und Wirtschaft 1937"

Deutscher Verlag für Politik und Wirtschaft G. m. b. H., Berlin W 50. 804 Seiten; in Kunstleder gebunden 7,— RM.

Dieses bebilderte Tagebuch ist kalendermäßig gefaßt und enthält für jeden Tag stichwortartig mit teilweise kurzen Erläuterungen die wichtigsten Ereignisse seit der Machtübernahme. Ein Verzeichnis mit zirka 6000 Stichworten erleichtert das Nachschlagen aller Gesetze und Verordnungen der nationalsozialistischen Staatsführung. Der besondere Vorteil dieses leicht übersichtlichen Jahrbuches liegt in der Kürze der Abfassungen.

An dieser Stelle zu empfehlen

sind unter anderem folgende beachtliche Neuerscheinungen:

Dieter Schwarz:

„Angriff auf die nationalsozialistische Weltanschauung"

Zentralverlag der NSDAP., Berlin und München. 44 Seiten; 0,25 RM.

*

„Der Parteitag der Ehre"

vom 8. bis 14. September 1936.

Offizieller Bericht über den Verlauf des Reichsparteitages mit Auszügen sämtlicher Kongreßreden. 1936. Zentralverlag der NSDAP., Berlin und München. 309 Seiten; 44 Bilder; 3,60 RM.

*

Wilhelm Stüwe:

„Bekenntnis des Reichsbundes der Kinderreichen"

Zentralverlag der NSDAP., Berlin und München. 32 Seiten; 0,40 RM. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

*

„Der Aufbau des deutschen Führerstaates"

bearbeitet von Dr. Axel Friedrichs. Band 2 (1934), der „Dokumente der deutschen Politik". Herausgegeben von Regierungsrat Paul Meier-Benneckenstein, Präsident der deutschen Hochschule für Politik.

Verlag Junker und Dünnhaupt, Berlin-Steglitz. 1936. 340 Seiten; geb. 13,— RM.

Das Werk wurde beim Erscheinen des 1. Bandes (1933) im vorigen Jahrgang 1936, Heft 1 (Januar) der Reichsschulungsbriefe eingehender gewürdigt.

Zu unseren Aufsätzen:

Der Artikel von Dr. B. Kummer auf Seite 60 dieses Heftes ist der Auszug einer Arbeit in den NS.-Monatsheften Folge 63/1935.

Das Organisationsbuch der NSDAP.

Die in Ergänzung des Organisationsbuches der NSDAP. (1. Auflage) vorgenommenen Nachträge usw. sind in der **zweiten** Auflage jeweils durch einen senkrechten Strich am Rande des Textes kenntlich gemacht.

Die in der zweiten Auflage des Organisationsbuches der NSDAP. bereits berücksichtigten sowie die weiterhin sich eventuell ergebenden, amtlichen Nachträge usw. werden laufend in den vom Reichsorganisationsleiter der NSDAP. herausgegebenen **Schulungsbriefen** gebracht.

Um die Ergänzungsmeldungen richtig zu verwenden, empfehlen sich folgende Methoden der Sammlung:

Entweder

1. Die Nachträge usw. werden aus dem jeweiligen Schulungsbrief herausgeschnitten und als Deckblätter auf die vermerkte Seite am inneren Rand des Organisationsbuches eingeklebt.

Oder

2. Die Nachträge usw. werden seitenweise aus den Reichsschulungsbriefen herausgenommen und in einen Schnellhefter bzw. Leitzordner der Reihe nach eingeheftet. Es müßte dann lediglich die bei jedem Nachtrag usw. angegebene Nummer im Organisationsbuch der NSDAP. an der vorgeschriebenen Stelle eingezeichnet werden. In diesem Falle kann beim Nachschlagen und Feststellen einer eingetragenen Nummer im Organisationsbuch der NSDAP. der Nachtrag im Ordner leicht gefunden werden.

Besitzer des Organisationsbuches der NSDAP. können also, wenn sie die Schulungsbriefe laufend verfolgen und die darin aufgeführten Angaben über das Organisationsbuch der NSDAP. auswerten, ihr Organisationsbuch textlich immer auf dem laufenden halten.

In Auflage 2 ist die Seitenfolge in der Numerierung zum Teil durch Dazwischenschalten von Seiten a), b), c) usw. ergänzt. Diese Handhabung wurde vorgenommen, um trotz der in der zweiten Auflage eingefügten Nachträge grundsätzlich die Seitennummer mit dem entsprechenden Text der ersten Auflage übereinstimmen zu lassen. Hauptorganisationsamt der NSDAP. — **Mehnert.**

Auflage der Januar-Folge: 1 520 000

Nachdruck, auch auszugsweise, nur mit Genehmigung der Schriftleitung. Herausgeber: Der Reichsorganisationsleiter, Hauptschulungsamt. Hauptschriftleiter und verantwortlich für den Gesamtinhalt: Franz H. Woweries, M. d. R., Berlin W 57, Potsdamer Str. 75. Fernruf: B 7 Pallas 0012. Verlag: Zentralverlag der NSDAP. Franz Eher Nachf. G. m. b. H., Berlin SW 68, Zimmerstraße 88. Fernruf: A 1 Jäger 0022. Druck: M. Müller & Sohn K.G., Berlin SW 19.

Ergänzungen zur zweiten Auflage des Organisationsbuches der NSDAP.

Ausschneiden und an den jeweils vorgeschriebenen Stellen im Organisationsbuch einkleben.

Nr. 8, **Nachtrag** (Seite 43, Absatz „Das **Goldene Ehrenzeichen** der NSDAP." nach Zeile 16 vor „Besitzrecht:") betr.: **Abzeichen der NSDAP.**

Neben dem Goldenen Ehrenzeichen der NSDAP. wird ein Traditions-Gauabzeichen nicht getragen. Es steht den Trägern des Ehrenzeichens frei, an Stelle des Ehrenzeichens ein Traditions-Gauabzeichen zu tragen.

Nr. 9, **Nachtrag** (Seite 48, nach Zeile 8 mit neuem Absatz weiterfahren) betr.: **Mitgliederversammlungen und öffentliche Veranstaltungen:**

Führerbesprechungen:

Folgende Führerbesprechungen sind laufend durchzuführen:

1. Blockleiter mit Blockwaltern, Walterinnen und Blockhelfern (monatlich).

2. Zellenleiter mit Blockleitern, Blockwaltern und eventuellen sonstigen Mitarbeitern; (monatlich).

3. Ortsgruppen- bzw. Stützpunktleiter mit Block-, Zellen- und Amtsleitern (evtl. Beisein von Beauftragten der Kreisämter: Rechtsamt, Amt für Volksgesundheit, Amt für Erzieher, Amt für Beamte, Amt für Kommunalpolitik, Amt für Kriegsopfer usw.); (monatlich).

4. Kreisleiter mit Stab (8—14tägig).

5. Gauleiter mit Stab (8—14tägig).

Darüber hinaus ist es dringend erforderlich, daß insbesondere die Leiter der Gauämter zusammen mit den Kreisleitern des Gaugebietes vierteljährlich einmal zu einem dreitägigen Kurs (evtl. auf einer Gauschule) zusammenkommen, bei dem sie Gelegenheit haben, neben der Entgegennahme grundsätzlicher Vorträge, durch kameradschaftliches Beisammensein in Anwesenheit des Hoheitsträgers sich gegenseitig kennenzulernen und durch gegenseitigen Gedankenaustausch Schwierigkeiten persönlicher und sachlicher Art zu überwinden.

Die Teilnahme an diesen Tagungen ist unbedingte Pflicht und durch keinerlei Dienstobliegenheiten zu entschuldigen. Nach Möglichkeit soll (evtl. in größeren Zeitabständen) sinngemäß das gleiche durch den Kreisleiter unter Hinzuziehung der Leiter der Kreisämter und Ortsgruppen- und Stützpunktleiter zur Durchführung gelangen. Hier empfiehlt sich evtl. die Durchführung von Wochenendkursen ($1\frac{1}{2}$ bis 2 Tage).

In Kreisen mit größerer Anzahl von Ortsgruppen und Stützpunkten können diese Kurse geteilt durchgeführt werden.

Nr. 10, **Nachtrag** (Seite 75, Absatz „**Mitgliedschaft und Führerstellung zueinander**" nach der zehnten Zeile weiterfahren) betr.: Zusammenarbeit zwischen Politischen Leitern, SA., SS., NSKK., HJ.

Das gleiche gilt sinngemäß hinsichtlich der der Partei angeschlossenen Verbände. Hier entscheidet bei Zweifelsfällen das zuständige Ehrengericht bzw. der Gau- oder Reichswalter.

Nr. 11, **Änderung** (Seite 95, letzte Zeile graphische Darstellung) betr.: **Führerprinzip und Unterstellungsverhältnis:** Gau, Kreis, Ortsgruppe, Stützpunkt.

(Die auf dieser Seite gebrachten Nachträge und Änderungen zum Organisationsbuch der NSDAP. sind eine Fortsetzung der im Januarheft der Schulungsbriefe veröffentlichten Ergänzungen. Siehe auch Seite 79 dieses Heftes! Schriftltg.)

Nr. 12, **Änderung** (Seite 98, Zeile 22, nach „. . . . . verantwortlich." einsetzen) betr.: Hoheitsträger — Hoheitsgebiet:

Die Leiter der Ämter usw. und der angeschlossenen Verbände sind ihrerseits (neben der Verantwortlichkeit ihrer Fachvorgesetztenstelle gegenüber) insbesondere dem zuständigen Hoheitsträger für die ihnen übertragenen Aufgabengebiete verantwortlich. Die Hoheitsträger sind Vorgesetzte aller Politischen Leiter, Walter, Warte usw. ihres Hoheitsgebietes. Auf personellem Gebiet sind die Hoheitsträger vom Stützpunktleiter bzw. Ortsgruppenleiter an aufwärts mit besonderen Befugnissen ausgestattet. Sie können im Rahmen der allgemeinen Personalbestimmungen Berufungen, Beurlaubungen und Absetzungen von Politischen Leitern aussprechen und vollziehen die Urteile der für das Hoheitsgebiet zuständigen Parteigerichte. (Siehe auch Ausführungen bei Block, Zelle, Ortsgruppe, Stützpunkt, Kreisleitung, Gauleitung und bei Parteigericht.)

Nr. 13, **Änderung** (Seite 105, vorletzten Absatz streichen und dafür setzen:) betr.: **I. Block der NSDAP.**

Sofern der Absatz von Broschüren, Abzeichen, Eintrittskarten usw. sowie die Werbung für Verbände und Sammlungen vorgesehen sind, darf den Volksgenossen und Parteigenossen gegenüber keinesfalls Aufdringlichkeit Platz greifen. Die Durchführung solcher Aufgaben ist, sofern die Anordnung dazu den Blockleitern zugestellt wurde, von diesen den im Blockbereich zuständigen Blockwaltern, Walterinnen bzw. Blockhelfern zu übertragen. Es ist dabei selbstverständlich, daß bei Mangel an Mitarbeitern der Blockleiter selbst mitzuhelfen hat. Grundsätzlich jedoch soll der Block- und Zellenleiter der NSDAP. als Vertrauensmann der Partei für die Volks- und Parteigenossen nicht persönlich Verkauf, Vertrieb, Sammlungen irgendwelcher Art vornehmen. Der Vertrieb von Gegenständen unpolitischer Art dagegen ist für alle Politischen Leiter verboten. (Sofern der einzelne Politische Leiter eine solche Betätigung außerhalb des Politischen Leiter-Dienstes ausübt, darf er den Dienstanzug des Politischen Leiters nicht tragen.)

Die Tätigkeit der Verbände selbst (Blockwalter) wird dadurch nicht berührt.

Nr. 14, **Nachtrag** (Seite 200, Absatz „**Heimstättenamt**" nach Nummer 12. fortfahren), betr.: **Die Deutsche Arbeitsfront.**

13. Die Leiter der Heimstätten-Abteilungen eines jeden Hoheitsgebietes sind gegebenenfalls gleichzeitig Berater des zuständigen Hoheitsträgers (ohne daß sich daraus eine organisatorische Sonderstellung ergibt).

Weitere Dienststellen in der Partei und den angeschlossenen Verbänden, die sich mit Siedlungsfragen befassen, arbeiten im Einvernehmen mit dem Leiter der Heimstättenabteilung der DAF. des zuständigen Hoheitsbereiches.

Nr. 15, **Nachtrag** (Seite 347, Absatz „Hauptverhandlung" Zeile 12 nach „. . . gehört." einsetzen), betr.: **Die Parteigerichtsbarkeit.**

Die rechtskundigen Richter an den Parteigerichten haben die Möglichkeit, Zeugen und Sachverständige eidlich zu vernehmen. (Siehe Abschnitt 6, Partei und Staat.) Nichterscheinen . . . . . usw.

Nr. 16, **Änderung** (Seite 20, Zeile 15 bis einschl. 19 streichen und dafür setzen), betr.: **Kommissarische Berufung und einstweilige Beurlaubung.**

Falls sich bei der Erstellung der Ahnentafel Schwierigkeiten ergeben, haben sich die Parteigenossen unter Einreichung des Briefwechsels, der zur Erlangung der Daten geführt wurde, und unter gleichzeitiger Beigabe zweier Lichtbilder und einer Zweitschrift der Ahnentafel über das Gaupersonalamt an das Hauptpersonalamt des Reichsorganisationsleiters zu wenden, das von der **Reichsstelle für Sippenforschung** einen Abstammungsbescheid einholt.



Titelseite: Kopf der Uta vom Naumburger Dom
Zeichnung von Prof. Tobias Schwab, Berlin

Oben: Mathilde, die erste Königin der Deutschen mit Heinrich I. (890–968 n. Chr.)
Darstellung aus einer Handschrift d. 12. Jahrh., Düsseldorf Staatsarchiv

Ergänzungen zur zweiten Auflage des Organisationsbuches der NSDAP.

Ausschneiden und an den jeweils vorgeschriebenen Stellen im Organisationsbuch einkleben.

Nr. 8, Nachtrag (Seite 43, Absatz „**Das Goldene Ehrenzeichen der NSDAP.**" nach Zeile 16 vor „Besitzrecht:") betr.: **Abzeichen der NSDAP.**

Neben dem Goldenen Ehrenzeichen der NSDAP. wird ein Traditions-Gauabzeichen nicht getragen. Es steht den Trägern des Ehrenzeichens frei, an Stelle des Ehrenzeichens ein Traditions-Gauabzeichen zu tragen.

Nr. 9, Nachtrag (Seite 48, nach Zeile 8 mit neuem Absatz weiterfahren) betr.: **Mitgliederversammlungen und öffentliche Veranstaltungen:**

Führerbesprechungen:

Folgende Führerbesprechungen sind laufend durchzuführen:

1. Blockleiter mit Blockwaltern, Walterinnen und Blockhelfern (monatlich).

2. Zellenleiter mit Blockleitern, Blockwaltern und eventuellen sonstigen Mitarbeitern; (monatlich).

3. Ortsgruppen- bzw. Stützpunktleiter mit Block-, Zellen- und Amtsleitern (evtl. Beisein von Beauftragten der Kreisämter: Rechtsamt, Amt für Volksgesundheit, Amt für Erzieher, Amt für Beamte, Amt für Kommunalpolitik, Amt für Kriegsopfer usw.); (monatlich).

4. Kreisleiter mit Stab (8—14tägig).

5. Gauleiter mit Stab (8—14tägig).

Darüber hinaus ist es dringend erforderlich, daß insbesondere die Leiter der Gauämter zusammen mit den Kreisleitern des Gaugebietes vierteljährlich einmal zu einem dreitägigen Kurs (evtl. auf einer Gauschule) zusammenkommen, bei dem sie Gelegenheit haben, neben der Entgegennahme grundsätzlicher Vorträge, durch kameradschaftliches Beisammensein in Anwesenheit des Hoheitsträgers sich gegenseitig kennenzulernen und durch gegenseitigen Gedankenaustausch Schwierigkeiten persönlicher und sachlicher Art zu überwinden.

Die Teilnahme an diesen Tagungen ist unbedingte Pflicht und durch keinerlei Dienstobliegenheiten zu entschuldigen. Nach Möglichkeit soll (evtl. in größeren Zeitabständen) sinngemäß das gleiche durch den Kreisleiter unter Hinzuziehung der Leiter der Kreisämter und Ortsgruppen- und Stützpunktleiter zur Durchführung gelangen. Hier empfiehlt sich evtl. die Durchführung von Wochenendkursen (1½ bis 2 Tage).

In Kreisen mit größerer Anzahl von Ortsgruppen und Stützpunkten können diese Kurse geteilt durchgeführt werden.

Nr. 10, Nachtrag (Seite 75, Absatz „**Mitgliedschaft und Führerstellung zueinander**" nach der zehnten Zeile weiterfahren) betr.: Zusammenarbeit zwischen Politischen Leitern, SA., SS., NSKK., HJ.

Das gleiche gil[illegible]

bei Zweifelsfällen [illegible]

Nr. 11, Ändern[illegible]

stellungsverhältnis[illegible]

(Die auf die[illegible]

NSDAP. sind [illegible]

gänzungen. Sie[illegible]

Nr. 12, Änderung (Seite 98, Zeile 22, nach „..... verantwortlich." einsetzen) betr.: Hoheitsträger — Hoheitsgebiet:

Die Leiter der Ämter usw. und der angeschlossenen Verbände sind ihrerseits (neben der Verantwortlichkeit ihrer Fachvorgesetztenstelle gegenüber) insbesondere dem zuständigen Hoheitsträger für die ihnen übertragenen Aufgabengebiete verantwortlich. Die Hoheitsträger sind Vorgesetzte aller Politischen Leiter, Walter, Warte usw. ihres Hoheitsgebietes. Auf personellem Gebiet sind die Hoheitsträger vom Stützpunktleiter bzw. Ortsgruppenleiter an aufwärts mit besonderen Befugnissen ausgestattet. Sie können im Rahmen der allgemeinen Personalbestimmungen Berufungen, Beurlaubungen und Absetzungen von Politischen Leitern aussprechen und vollziehen die Urteile der für das Hoheitsgebiet zuständigen Parteigerichte. (Siehe auch Ausführungen bei Block, Zelle, Ortsgruppe, Stützpunkt, Kreisleitung, Gauleitung und bei Parteigericht.)

Nr. 13, Änderung (Seite 105, vorletzten Absatz streichen und dafür setzen:) betr.: **I. Block der NSDAP.**

Sofern der Absatz von Broschüren, Abzeichen, Eintrittskarten usw. sowie die Werbung für Verbände und Sammlungen vorgesehen sind, darf den Volksgenossen und Parteigenossen gegenüber keinesfalls Aufdringlichkeit Platz greifen. Die Durchführung solcher Aufgaben ist, sofern die Anordnung dazu den Blockleitern zugestellt wurde, von diesen den im Blockbereich zuständigen Blockwaltern, Walterinnen bzw. Blockhelfern zu übertragen. Es ist dabei selbstverständlich, daß bei Mangel an Mitarbeitern der Blockleiter selbst mitzuhelfen hat. Grundsätzlich jedoch soll der Block- und Zellenleiter der NSDAP. als Vertrauensmann der Partei für die Volks- und Parteigenossen nicht persönlich Verkauf, Vertrieb, Sammlungen irgendwelcher Art vornehmen. Der Vertrieb von Gegenständen unpolitischer Art dagegen ist für alle Politischen Leiter verboten. (Sofern der einzelne Politische Leiter eine solche Betätigung außerhalb des Politischen Leiter-Dienstes ausübt, darf er den Dienstanzug des Politischen Leiters nicht tragen.)

Die Tätigkeit der Verbände selbst (Blockwalter) wird dadurch nicht berührt.

Nr. 14, Nachtrag (Seite 200, Absatz „**Heimstättenamt**" nach Nummer 12. fortfahren), betr.: **Die Deutsche Arbeitsfront.**

13. Die Leiter der Heimstätten-Abteilungen eines jeden Hoheitsgebietes sind gegebenenfalls gleichzeitig Berater des zuständigen Hoheitsträgers (ohne daß sich daraus eine organisatorische Sonderstellung ergibt).

Weitere Dienststellen in der Partei und den angeschlossenen Verbänden, die sich mit Siedlungsfragen befassen, arbeiten im Einvernehmen mit dem Leiter der Heimstättenabteilung der DAF. des zuständigen Hoheitsbereiches.

Nr. 15, Nachtrag (Seite 347, Absatz „Hauptverhandlung" Zeile 12 nach „... gehört." einsetzen),

[illegible] ...er-

[illegible] ...sw.

[illegible] ...ssa-

[illegible] ...sen

[illegible] ...ich-

[illegible] ...mt

[illegible] ...für